



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Zigeunerliebe – Zigeunertod

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Zigeunerliebe - Zigeunertod

John Sinclair Nr. 366

von Jason Dark

erschienen am 09.07.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Zigeunerliebe - Zigeunertod

Der Folterknecht tauchte das Brenneisen in die Glut und ließ ein hohles Kichern hören. Er freute sich auf seine Aufgabe. Seine blassen Augen leuchteten, als das Eisen allmählich eine rote Farbe annahm.

Seinen Namen hatte er vergessen. Man nannte ihn nur Diablo – Teufel! Und unter dieser Bezeichnung kannte ihn auch die Frau, die das Brenneisen zu spüren bekommen sollte. Sie lag ausgestreckt auf der harten Holzunterlage, die als Streckbank bekannt war. Der Körper bildete ein großes X. Er war zum Zerreißen gespannt. Die junge, hübsche schwarzhaarige Person, die jedem Mann, vom Jüngling bis zum Greis, den Kopf verdrehte, konnte sich in ihren Fesseln um keinen Inch bewegen…

Diablo beobachtete, wie das Eisen immer heller wurde.

Es war die glutrote Ausstrahlung. Erst wenn das Eisen einen bestimmten Farbton angenommen hatte, war es günstig. Das wußte er von einem alten Schmied, bei dem er einmal gearbeitet hatte.

Ohne das Eisen aus der Hand zu legen, wandte er den Kopf und schaute die Frau an.

Sie lag so, daß sie ihm in sein glattes Gesicht schauen konnte, das einen fast engelhaften Ausdruck besaß. Dieser Mensch sah nicht so aus, wie man sich landläufig einen Folterknecht vorstellte. Genau das Gegenteil war der Fall.

Bleich und schmal war sein Gesicht. Die Augen blaßblau, weich der Mund, ebenfalls das Kinn. Er sah immer zu, daß er seiner Haut nicht zu viel Sonne gab. Auch von der Gestalt her konnte man ihn als schlank und weich bezeichnen, ebenso wie das blonde Haar, das in wellenartiger Form seinen Kopf umrahmte.

Und dann die Hände. So lang, so schmal, nahezu mädchenhaft.

Doch wenn sie einmal ans Werk gingen, so wie jetzt, brachten sie das Grauen mit.

Um sich die Hände nicht zu beschmutzen und sich die Finger nicht zu verletzen, hatte er schwarze Handschuhe übergestreift.

Schwarz wie seine übrige Kleidung, die ein Kürschner ihm anfertigte. Der Handwerker durfte dabei nur weiches und makelloses Leder verwenden. Schwarz stand Diablo am besten. Es kontrastierte mit seiner hellen Haut, auf die er so stolz war.

Auch die Frau wich seinem Blick nicht aus. Sie kannte diesen verdammten Folterkeller, und sie hatte bereits schlimme Qualen hinter sich.

Entsprach Diablo auch nicht den landläufigen Vorstellungen eines Folterknechts, so war der Raum, in dem er seine »Arbeit« verrichtete, entsprechend eingerichtet.

Ein Instrument übertraf an Schrecklichkeit das andere. Und Diablo hatte sie schon alle benutzt. Wenn er jemand bekam, schaute er sich die Person an und suchte erst danach das Instrument aus.

So hatte er es auch bei Carmen, der Zigeunerin, getan.

»Deine schöne Larve werde ich nicht zerstören!« hatte er ihr gesagt. »Auch deinen Körper nicht, denn ich bin ein Ästhet. Ich liebe schöne Menschen. Dennoch wirst du schreien, um Hilfe rufen, du wirst alle Götter anflehen, du wirst mich anbetteln, und ich schaue nur auf dich herab…«

Carmen hatte nicht geschrien, sie hatte nicht gebettelt, sondern alles schweigend und mit zusammengebissenen Zähnen über sich ergehen lassen. Dabei war an ihrem Gesicht und ihrem Körper nichts verändert worden. Beides blieb so schön, so hellhäutig und wohlproportioniert.

Er hatte die Frau nicht ausgezogen. Nach wie vor trug sie ihre grüne

Bluse und den blauen Rock. Die Bluse zeigte einen halbkreisförmigen Ausschnitt, der so weit nach unten fiel, daß der Folterknecht die Ansätze ihres Busens erkennen konnte.

Hin und wieder hatte er auch das Gummi des Ausschnitts ein wenig nach unten gezogen und dabei nur die Lippen gespitzt.

Noch immer hielt er das Brandeisen im Feuer. »Bald!« flüsterte er, »bald wirst du reden, deinen Mund öffnen, und ich höre sehr genau zu, damit ich alles verstehen kann.«

»Das hast du mir schon einmal gesagt, Folterknecht!« lautete die Antwort.

»Stimmt! Aber diesmal schlage ich zu. Jeder, der bisher mein Zeichen bekommen hat, schrie. Er flehte und bettelte mich an, auch du wirst dies tun.«

Den Worten folgte ein bestätigendes Nicken. Der Kopf des Mannes bewegte sich so auf und ab, daß er einmal in den Widerschein des Feuers geriet, dann wieder verschwand und nur mehr schattenhaft zu erkennen war. Über das bleiche Gesicht floß der Schein des Feuers. Die Haut bekam einen rötlichen Glanz, als würden aus zahlreichen Poren kleine Blutstropfen treten und sich schlierenartig verteilen.

In der Folterkammer herrschte der so typische Geruch. Nach verbrannten Kohlen roch es, nach heißem Eisen, auch nach Schweiß.

Das alles zusammen ergab den Odem der Angst…

Die Wände waren durch den Rauch des Feuers geschwärzt. Eine dicke Rußschicht lag auf den Steinen. Man hätte mit dem Finger Figuren hineinmalen können.

Die Decke zeigte die gleiche schwarze Farbe. Hier hatte sich der Fackelruß abgesetzt und sie mit einem schmierigen Film bedeckt.

Die Fackel selbst steckte in den Wänden. Eherne Halter hielten sie wie Greifarme fest. Soldaten sorgten dafür, daß sie immer brannten und regelmäßig ausgewechselt wurden.

Im Keller der Burg hörte niemand das Schreien der Gefangenen.

Und bis zum nahen Fluß war es nicht weit. Dort konnten die Leichen verschwinden und weggeschwemmt werden.

Die dunkelhaarige Carmen lag rücklings auf der Folterbank. Manchmal spiegelte sich das Licht der Fackel in ihren dunklen Pupillen.

Dann schienen darin rote Sterne zu blitzen, aber es war auch der Haß, der in diesen Augen lag.

Der Tod befand sich zum Greifen nahe, doch sie war nicht bereit, ihn endgültig zu akzeptieren.

Sie wußte einfach zu viel…

Und der Folterknecht hatte von den Geheimnissen des Lebens und des Sterbens keine Ahnung. Ihn interessierte nur der Befehl des Herzogs, der sich auf ihn voll verlassen konnte. Was sein Herr sagte,

führte Diablo aus. Mit Geschick, mit Freude und mit einer nahezu teuflischen Präzision. Überlebt hatte noch keiner.

Er zog das Brandeisen aus dem Feuer. Er tat es langsam, winkelte den Arm an und schaute auf das glühende Ende, da er die Farbe des Eisens prüfen wollte.

Dann nickte er.

Diablo war zufrieden…

Mit einer tänzerisch anmutenden Bewegung drehte er sich herum, und das Foltereisen zeigte wie die Spitze einer Lanze auf die gefesselte Zigeunerin.

»Siehst du es?« flüsterte Diablo. »Siehst du dieses Eisen, Zigeunerweib?«

»Ja, ich sehe es genau.«

»Gleich wirst du es nicht nur sehen, auch spüren, wenn es dich berührt. Und dann höre ich dich, dann wirst du mir freiwillig sagen, weshalb du den Sohn des Herzogs umgarnt und in den Tod geschickt hast.«

Carmen lachte. »Nichts werde ich dir sagen, Folterknecht. Gar nichts. Was weißt du denn schon?«

»Viel, sehr viel. Ich weiß, daß du versucht hast, den Sohn des Herzogs für dich zu gewinnen, aber das wird dir nicht helfen. Sein Vater war dagegen, alle sind dagegen. Für dich ist kein Platz mehr auf dieser Welt. Kannst du dir vorstellen, was mit dir geschieht, wenn ich dich gezeichnet habe und du noch lebst?«

»Ich weiß es.«

»Sag es mir. Los, raus damit!« Er stach das Eisen vor. Carmen spürte die Wärme, aber die glühende Spitze, die einen Halbmond zeigte, berührte sie noch nicht.

»Ihr werdet mich töten!«

Der Folterknecht nickte. »Nicht nur töten, Zigeunerin, nicht nur töten. Wir werden dich verbrennen wie eine Straßenkatze. Die Flammen werden in dir ihre Nahrung finden, und dann wirst du vor Entsetzen schreien und nicht mehr ein noch aus wissen. Reisig brennt besonders gut, vor allen Dingen, wenn das Zeug trocken ist. Ich selbst werde es anzünden. Ich selbst, Zigeunerin. Aber zuvor beschäftige ich mich mit dir.« Noch einmal drückte er das Brandeisen ins Feuer, wartete eine halbe Minute und zog es wieder hervor.

Er ging auf sie zu.

Seine Schritte waren schleichend. Genußvoll setzte er das Brandeisen in die rechte Hand.

Carmen lag auf dem Rücken. Ihre Augen weiteten sich, als sie den glühenden Halbmond über ihrem Gesicht schweben sah und feststellte, daß der andere seinen Arm tiefer, immer tiefer drückte, wobei das Eisen nur mehr eine Fingerlänge von der Haut trennte und

der erste heiße Atem über das Gesicht der liegenden Frau fuhr…

***

Vor der Tür zur Folterkammer hockten die beiden Aufpasser. Ehemalige Soldaten, die wegen ihrer Brutalität besonders aufgefallen und aus dem Heer verstoßen worden waren.

Sie hatten es sich auf Schemeln bequem gemacht und aßen. Das Brot teilten sie sich. Mit einem breiten Messer schnitten sie jeweils Kanten davon ab, um die Nahrung dann zu wechseln und sich dem weißen gesalzenen Speck zuzuwenden.

Auch hier säbelten sie, schoben sich die Stücke in den Mund, schmatzten und spülten die zerkauten Speisereste mit einem Schluck Bier hinunter. Die Krüge standen neben ihnen.

Ein Aufpasser – er war besonders dick – rülpste. »Eigentlich müßte sie längst schreien.«

»Wieso?«

»Diablo ist schon lange soweit. Ich kenne ihn doch.« Ein fettes Lachen drang über die dicken Lippen des Mannes, der mit zwei schmutzigen Fingern seine Haare zerwühlte, weil er auf seiner Kopfhaut nach Läusen suchte, die er knacken konnte.

»Vielleicht macht er etwas anderes.«

»Wie meinst du, Tim?«

»Ich wüßte auch, was ich mit einer Hexe anstellte.«

»Nein, nein, das glaub mal nur nicht. Aber nicht Diablo. Der ist anders herum, weißt du?«

»Wie?«

»Na, Männer.«

Tim nickte. »Jetzt verstehe ich. Woher weißt du das denn?«

Tims Kollege bückte sich und hob seinen Humpen an. Er öffnete den Deckel, nahm einen Schluck und trank so lange, bis der Krug geleert war. Dann stellte er ihn zurück.

»Ich kenne ihn eben, habe schon von ihm gehört. Es gibt auch gewisse Häuser, die…«

»Wie?« fragte Tim.

»Sogar der Sohn unseres Herzogs soll sich dort herumgetrieben haben. Badehäuser nennt man die.«

»Nur mit Männern?«

»Ja.«

Ein Schrei schreckte die beiden auf. Synchron drehten sie die Köpfe und schauten auf die dicke Bohlentür der Folterkammer. Weiter hinten im Gang brannten zwei Fackeln. Sie gaben kaum Licht, das Gemäuer unter der Erde lag in einer stetigen Finsternis.

»Jetzt hat er sie breit!« flüsterte Tim.

»Irrtum, das war ein anderer Schrei.«

Tim schaute seinen Soldatenkollegen groß an. »Liegt da noch einer in der Kammer?«

»Quatsch, aber den Schrei hat nicht die Frau ausgestoßen, sondern der Mann. Diablo!«

Tims Augen wurden noch größer. »Dann foltert sie ihn also«, stellte er flüsternd fest.

»Auch nicht richtig. Es war ein Schrei der Wut. Begreifst du das nicht? Wahrscheinlich ist unser Freund da an die Falsche geraten. Die macht nicht einmal den Mund auf. Die sagt nichts, selbst wenn er mit dem Eisen kommt.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Tim. Sein Gesicht nahm einen dümmlichen Ausdruck an. »Nein, das ist mir zu hoch.«

»Dafür bin ich gespannt.« Tims Kollege rieb seine vom Speck fettigen Handflächen gegeneinander. Danach stand er auf und gab dem Hocker einen Tritt, daß er umfiel.

Der Mann hatte Erfahrung. Mit Schreien endete die Prozedur hinter der Tür zumeist, aber bisher hatten immer die Opfer geschrien, nicht der Folterknecht.

Auf den Holzbohlen waren die Schritte des Folterknechts vor der Tür zu hören. Auch Tim vernahm sie. Er sprang auf. Seine fettigen Hände wischte er an seiner Hose ab. Gespannt schaute er auf die Tür. Wenn sie aufgezogen wurde, gab es Arbeit für die beiden Helfer. Sie bekamen ihren Sold dafür, daß sie die Bedauernswerten zum Fluß trugen oder zu einem Scheiterhaufen, wo sie verbrannt wurden.

Meist versenkte man sie.

Die Tür wurde geöffnet. In den rostigen Eisenangeln quietschte sie und schabte auch über den Boden, so daß zusätzlich knirschende Geräusche entstanden.

Diablo blieb auf der Schwelle stehen. Die Söldner waren es gewohnt, daß er zur Seite trat, damit sie mit ihrer »Arbeit« beginnen konnten. Diesmal hielt er seinen Platz.

Sie schauten einander an. Diablo zog seine Handschuhe aus. Als die weißen Hände freilagen, bewegte er die Finger. Zudem hob er den Kopf noch ein wenig, geriet in den Widerschein einer Fackel, so daß die Schweißperlen auf seinem Gesicht wie rötliche Blutstropfen glänzten.

»Ihr könnt sie holen!« flüsterte er.

Die beiden nickten, aber Tim hatte noch eine Frage. »Hat sie so geschrien?«

Der Folterknecht verengte die Augen. Die blassen Pupillen verschwanden fast völlig. »Nein!« erwiderte er, und die Antwort glich schon mehr einem Keuchen. »Das war ich.«

»Darf man fragen…«

»Ja, man darf!« schrie Diablo. »Du darfst fragen. Ich habe vor Wut

geschrien. Sie hat es überstanden. Sie ist ohnmächtig geworden, ohne ein Wort gesagt zu haben.«

»Und jetzt?«

»Ihr könnte sie aus der Folterkammer holen und wegschaffen. Verstanden?«

Tim nickte heftig. Der Säbelgriff an seiner Seite stieß gegen die Gürtelschnalle und klirrte. »Wir nehmen sie, nähen sie in den Sack ein, beschweren ihn mit Steinen und werfen sie in den Fluß!«

»Nein!« Scharf wie der Knall einer Peitsche klang die Antwort.

»Das werdet ihr nicht!«

Die beiden Söldner zeigten sich irritiert. »Wieso nicht? Wir haben es immer…«

»Widersprich mir nicht, du dreckiger Hundesohn.« Das Gesicht des Folterknechts zeigte plötzlich Ekel. »Ich habe mir etwas anderes ausgedacht. Ihr werdet sie nehmen und an den Pfahl binden. Kettet sie an!« schrie Diablo. »Und dann überlaßt sie mir!«

Die Helfer waren abgebrüht. Sie hoben nur die Schultern und warteten, bis der in schwarzes Leder gekleidete Folterknecht zur Seite trat, damit sie die Kammer betreten konnten. Dabei sah Diablo zu, daß er sie nicht berührte. Menschen, die vor Schmutz starrten, widerten ihn an, während ihm viel schlimmere Dinge nichts ausmachten.

Die beiden Folterknechte traten über die Schwelle. Diablo zog sich derweil in den Gang zurück.

Seine Stirn hatte sich umwölkt. Hinter ihr tobten sich die Gedanken aus. Er konnte einfach nicht begreifen, daß dieses schwarzhaarige Zigeunerluder nichts gesagt hatte. Stumm wie ein Fisch war sie gewesen, auch dann, als sie das Eisen spürte.

Er hatte geschrien.

Vor Wut, vor Enttäuschung. Noch jetzt war er aufgewühlt. Seine Hände öffneten und schlossen sich, während er den Geräuschen lauschte, die aus der Folterkammer drangen.

Das helle Quietschen wurde von der Streckbank verursacht, wenn man die Räder drehte, um die Seile zu lösen. Er kannte die Laute gut genug. So etwas überließ er immer den anderen. Er kümmerte sich allein um die wichtigen Dinge.

Schon bald vernahm er die Schritte. Dann tauchten die beiden Söldner in der Türöffnung auf. Sie wollten sich nach rechts wenden.

Die Zigeunerin trugen sie so, daß ihr Oberkörper durchhing. Einer der Männer hatte sie bei den Schultern gepackt, der andere hielt ihre Beine fest. Die Arme hingen nach unten, wobei die Fingerspitzen über den mit Schmutz bedeckten Steinboden schleiften.

Es war eine Atmosphäre der Gewalt und des Schreckens, die hier verbreitet wurde.

»Wartet noch!« sagte er.

Die Helfer stoppten. Sie schauten zu, wie der Folterknecht langsam näherkam. Seine Augen hatte er zu Sicheln verengt. Den Kopf senkte er so, daß er nach unten schauen konnte und sich den Körper genau ansah. Der Kopf war zur rechten Seite gefallen, so daß die linke Hälfte freilag und Diablo genau auf die Wange schauen konnte, wo sich etwas abmalte, das Ähnlichkeit mit einem blutroten Halbmond auf wies.

Es war das Zeichen!

Sein Sigill!

Im Laufe der Zeit verheilten die Wunden. Haut wuchs dünn um sie herum, aber Narben blieben immer zurück. Manchmal rot, manchmal auch blau schimmernd.

Die Söldner warteten ab. Sie ahnten, was in diesem üblen Folterknecht mit dem Engelsgesicht vorging. Er hob seinen rechten Arm.

Die Faust schwebte über dem Gesicht der dunkelhaarigen, noch immer hübschen Frau. Es sah so aus, als wollte er zuschlagen, dann öffnete er die Hand und nickte seinen Helfern zu.

»Schafft sie an den Pfahl!«

»Sollten wir auch das Reisig holen und das Holz hinstellen?«

»Holz ja, das andere mache ich.«

»Gut.« Tim hatte gesprochen. Er nickte seinem Kumpan zu, die beiden drehten sich um und verschwanden in der modrig riechenden Düsternis des unterirdischen Ganges.

Der Folterknecht nahm die andere Richtung. Abrupt machte er kehrt, schüttelte sich und dachte an ein heißes Bad.

Das nahm er jedesmal nach seiner »Arbeit«.

Bis zu dreimal am Tag…

***

Die Sonne ging unter. Sie tauchte den Himmel in einen dunkelroten Schein, der an verdünntes Blut erinnerte und gewissermaßen als Omen bezeichnet werden konnte.

Er übergoß auch den einsamen Platz am Fluß, wo die angebliche Hexe an den Pfahl gebunden worden war. Wenn den Menschen nichts mehr einfiel, womit sie die Frauen titulieren konnten, sprachen sie einfach von einer Hexe. Das paßte immer.

Die beiden Helfer hatten alles vorbereitet. Carmen hing nicht nur in den Stricken, sondern zur Sicherheit auch in Ketten. Sie war längst erwacht, und abermals war kein Wort über ihre Lippen gedrungen, obwohl ihre linke Wange höllisch brannte.

Man hatte sie gelehrt, sich zu beherrschen. Das ging bis in den Tod hinein.

Der Pfahl hatte eine Eisenverkleidung bekommen, damit er den

Flammen widerstehen konnte. Er war tief in die Erde hineingerammt worden, auch bei stärkstem Sturm kippte er nicht.

Carmen hörte das Rauschen des Flusses. Selbst der Gesang der Vögel war verstummt. Vielleicht aus Trauer darüber, daß wieder einmal an dieser Stelle ein Mensch seinen Tod finden sollte.

Und dafür wollte Diablo sorgen!

Er war gekommen, nachdem sich die Helfer zurückgezogen hatten. Wie ein Schatten erschien er, konnte sich lautlos und schleichend bewegen, während er um den Pfahl herumstrich und die Verschlüsse der Ketten prüfte. Zufrieden nickte er. Dieser Fesselung würde auch ein Weib wie Carmen nicht entkommen.

Er trug noch immer die gleiche Kleidung. Kein Wort drang über seine Lippen. Was er tat, geschah lautlos, mit kalter Berechnung.

Nur hin und wieder glitten seine Hände über die Oberschenkel.

Dabei bekam das weiche Leder Falten.

Die Sonne sank weiter. Ihre letzten Strahlen schickte sie fast waagerecht über das Land. Sie erinnerte an explodierende, rote Peitschenschnüre, breiteten sich aus und fluteten auch bis zum Gemäuer der Burg, so daß deren Kontur schon mehr einem scharfen Schattenriß glich.

Der Folterknecht sammelte das brennbare Material. Er holte Reisig zusammen. Das Holz, auf dem die Zweige ihren Platz fanden, war von den Helfern bereitgelegt worden.

Er beeilte sich nicht. Sehr langsam, beinahe bedächtig ging er vor, und Carmen konnte zuschauen. Es war ihr unmöglich gewesen, sich zu befreien. Sie hatte es versucht, sehr schnell wieder aufgegeben, da die Ketten von einem Schmied hergestellt worden waren, der sein Handwerk verstand. In ihnen waren schon zahlreiche Menschen gestorben.

Die Zigeunerin hing vornübergebeugt in den Ketten. Hätte das Eisen sie nicht gehalten, wäre sie gefallen und in das Reisig geschlagen. Die Sonne war noch nicht versunken, als der Folterknecht seine Arbeit hinter sich hatte, stehenblieb und zufrieden nickte.

Er stemmte seine Arme in die Hüften. Sehr gemächlich hob er den Kopf und schaute Carmen ins Gesicht.

Der leichte Aufwind fuhr über das Land, streichelte die Bäume, die Sträucher, bewegte Blätter und verschonte auch die hellblonden Haare des Folterknechts nicht. Er wirbelte sie in die Höhe, so daß sie einen hellen Kranz bildeten.

Das blasse Gesicht hatte sich zu einem Lächeln verzogen. Halboffen stand der Mund, die Augen waren ein wenig verengt, und er stieß mit der Stiefelspitze noch ein paar Zweige gegen den Reisighaufen.

Erst jetzt sprach er die Worte. »Du hast nicht geschrien, Zigeunerweib«, erklärte er. »Du hast meine Folter über dich ergehen

lassen. Du hast widerstanden wie niemand zuvor. Weshalb und wieso? Jeder hat gebrüllt, jeder hat geschrien, nur du nicht. Jetzt, wo du noch Minuten zu leben hast, kannst du es mir sagen. Bist du so stark oder tust du nur so? Wer gab dir die Kraft? Der Teufel?«

Carmen begann zu lachen. Erst leise, dann lauter, schließlich schallend. »Wer ist schon der Teufel, Folterknecht? Müßte er nicht mehr auf deiner Seite stehen? Nennt man dich nicht Diablo? Du bist der Teufel oder sein Diener? Du bist der Mann, der in seinem Namen mordet und tötet. Ich habe mit dem Teufel nichts zu tun.«

»Du hättest schreien müssen!«

»Warum?«

»Weil ein Mensch diese Schmerzen nicht aushalten kann, ohne daß er mit anderen Mächten in Verbindung steht.«

Carmen schüttelte den Kopf. Sie wiederholte die Worte, die sie schon einmal in der Folterkammer gesagt hatte. »Was weißt du schon von mir, verdammter Folterknecht? Was kannst du schon wissen? Nichts, gar nichts. Du bist nur auf die Gewalt aus, aber du weißt nichts von den Geheimnissen der Welt. Kennst du Aibon, kennst du den Dunklen Gral, kennst du die Männer in Grau. Hast du schon etwas von einer Druidenmagie gehört, die weltbeherrschend ist? Kennst du die Geheimnisse des magischen Lebens? Nein, du bist blind. Du liebst allein die Gewalt, das Töten, um deinen perversen Neigungen nachzukommen. Ein Engelsgesicht hat man dir gegeben, in Wahrheit aber bist du ein schlimmer Folterknecht, der Gefangener seiner eigenen Gefühle ist. Ich verachte dich…«

Diablo hob den rechten Arm und drehte seine Hand so, daß Carmen auf die weiße Fläche schauen konnte. »Rede nicht so mit mir, Zigeunerweib. Stelle dich nicht über mich, das steht dir nicht, verdammte Hure. Du hast versucht, den Sohn des Herzogs…«

»Ich habe nichts versucht. Er ist freiwillig zu mir gekommen, und wir haben uns auch nicht in den Betten herumgetrieben, das solltest du wissen, Folterknecht. Der Sohn des Herzogs macht sich nichts aus Frauen. Wart ihr nicht schon zusammen im Badehaus? Seid ihr dort nicht euren Gelüsten nachgekommen? Den Gelüsten, die du mir anhängen willst, um einen Grund zu haben, mich zu töten. Es ist die Eifersucht gewesen, die dich trieb, eine grundlose Eifersucht.«

»Und was wollte der Sohn bei dir?« fragte Diablo.

»Er kannte mich besser als du. Seine Neigungen kümmerten mich nicht, auch er war an meinen körperlichen Reizen nicht interessiert, aber er wußte von meinem Wissen.«

»Wieso?«

»Ich habe dir vorhin schon gesagt, daß ich mehr als andere weiß. Ich habe mich mit den Rätseln der Welt beschäftigt. Ich kenne die Welten, die hinter unserer liegen, die man nicht fassen kann, an die man

zunächst glauben muß, bevor man sie bewiesen bekommt. Es gibt die Magie, die nicht vom Teufel ausgeht. Er ist nur ein Teilstück und wird von Leuten verehrt, die sich mit anderen Dingen nicht beschäftigt haben. Aber das braucht dich alles nicht zu kümmern, nicht mehr. Tu deine Pflicht! Lasse deinen Neigungen endlich freien Lauf…«

Der Folterknecht hatte die Worte vernommen, und er kam sich vor wie ein kleiner Schüler, der vor seinem Lehrer steht, ihn anstarrte und dessen Wissen bestaunte.

»Das stimmt alles?«

»Wenn ich es dir sage, Diablo!«

»Dann weißt du mehr als wir alle zusammen, und das ist verdammt nicht gut, Zigeunerweib. Nein, das ist überhaupt nicht gut, wie du dir vorstellen kannst. Es wird mir ein Vergnügen bereiten, dich brennen zu sehen. Deine letzten Worte haben mich in meiner Auffassung bestärkt. Du sollst brennen, du sollst vernichtet werden…«

»Fang an!«

Diablo war überrascht, als er die Worte vernahm. Er hatte das Gefühl, in diesem Spiel nur mehr Statist zu sein. Dabei war er es, der die andere zur Hölle schickte.

Zwei Schritte ging er zurück. Dort lagen die alten Lappen, die er mit Öl getränkt hatte. Sie würden dafür sorgen, daß dieses trockene Reisignoch schneller brannte.

Er zündete die Lappen an. Die kleine Flamme zuckte erst, fand Nahrung und fraß sich fast gierig weiter. Wie tanzende Finger glitten die Flammen in die Höhe, erfaßten sehr bald das gesamte Stück Stoff, undder Folterknecht lachte scharf auf, als er es aus der Hand und in das Reisig hineinschleuderte.

»So!« schrie er. »Jetzt gibt es kein Zurück mehr für dich. Kein Zurück, hörst du?«

Seine Stimme endete in einem Krächzen. Er hörte das Klirren der Kettenglieder, als sich Carmen bewegte, ihren Körper zur Seite drückte, aber die schräge Haltung nicht verändern konnte.

Die Sonne war gesunken. Lange. Schatten der Dämmerung lagen über dem Land, hüllten es ein, und es gab nur eine einzige Lichtquelle, die nahe dem Flußufer eine zuckende Helligkeit verbreitete.

Der Scheiterhaufen!

Die Flammen banden ihren Weg. Das trockene Reisig begann zu knacken und zu brechen. Rinde platzte weg. Geschoßartig jagten die kleinen Teile in die Höhe und spritzten auch gegen den Körper der vornübergebeugt dastehenden Zigeunerin.

Sie blieb in der Haltung. Über ihr hübsches Gesicht tanzte der Widerschein der Flammen, malte ein Wechselbild aus Hell und Dunkel auf die Wangen und ließ die Augen glühen.

Ein heißer Hauch aus der Hölle fuhr dem Folterknecht entgegen, so

daß er zurücktreten mußte, dabei seinen Arm ausstreckte, gegen den Scheiterhaufen wies, lachte und schrie: »Brenne, verdammtes Weib, brenne, du Zigeunerschlampe…«

Seine Stimme kippte fast über vor Wut. Nie zuvor hatte er mit einem solchen Vergnügen sein Opfer auf den Scheiterhaufen gestellt. Er wollte sich rächen für die Worte, die sie ihm gesagt hatte, denn er hatte gespürt, daß ihm die Frau weitaus überlegen war. Sie wußte mehr als er, sie kannte gewisse Geheimnisse, die ihm verborgen geblieben waren, und darüber ärgerte er sich.

Aber jetzt brannte sie.

Die Flammen bekamen immer mehr Nahrung. Sie faßten regelrecht zu, als bestünden sie aus großen Händen, und sie loderten vor der Zigeunerin vorhanggleich in die Höhe, wobei sie ein zuckendes Muster gegen den immer dunkler werdenden Himmel schleuderten.

Ein grandioses Bild. Eine Faszination des Schreckens hielt auch den Folterknecht umfaßt, in dessen Augen das Fieber zu lesen stand, das er spürte.

Ja, es war das Fieber der Macht. Er besaß die Macht über Menschen und konnte mit ihnen spielen. Wenn er das Knacken und Explodieren der trockenen Reisigzweige vernahm, dazwischen das Fauchen des Feuers und die Schreie der Opfer, war er glücklich.

Hier schrie niemand!

Der Folterknecht war zurückgetreten, hatte eine Hand über die Augenbrauen gelegt, damit er nicht geblendet wurde. So schaute er auf das Feuer und versuchte, hinter der heißen Wand den Körper der Zigeunerin zu erkennen.

Er sah ihn auch.

Das Feuer hatte ihn erfaßt, die Flammen mußten ihn längst zu Asche verbrannt haben, er wußte, wie das geschah, dann schmolzen die Personen, die auf dem Scheiterhaufen standen, zusammen. Zurück blieb Asche, die erst später abkühlte.

In den Ketten hängend blieb sie stehen, umlodert und umfaucht von den heißen Feuerzungen, die mit ihr zu spielen schienen.

»Das gibt es doch nicht!« schrie Diablo. Er stampfte mit dem rechten Fuß auf. »Warum brennst du nicht, verdammtes Weib? Warum nicht? Du sollst brennen!«

Carmen lachte.

Aus dem fauchenden Feuervorhang drang das Gelächter und erreichte die Ohren des Folterknechts. Sie verhöhnte ihn, sie lachte ihn aus, sie wollte ihn degradieren, und sie hing in den Ketten, die ihr nichts ausmachten. »Du kannst mich nicht töten. Auch Flammen schaffen es nicht. Mein inneres Feuer ist stärker. Ich werde es dir beweisen. Auch wenn ich verbrenne, sterben werde ich nicht. Ich komme wieder, Pluckley wird dies erleben, verlaß dich drauf.«

Der Folterknecht trat zurück. Seinen Arm hielt er hoch und angewinkelt, weil er auf die Flammen schauen wollte, denn dort mußte dieses Weib zusammenbrennen.

Noch sah er ihren Körper. Sogar das Gesicht schimmerte, bis ein erneuter Windstoß die Flammen zu einer wahren Hölle auflodern ließ.

Noch heißer wurde das Feuer. Es hatte seinen Höhepunkt erreicht, das wußte auch der Folterknecht. Er schaute aus großen Augen auf dieses faszinierende Spiel aus Licht, Schatten, Helligkeit und Dunkel. Es war der nackte Wahnsinn, sich daran zu ergötzen, doch er tat es.

Und er hörte den Schrei.

Markerschütternd, grell und voller Verzweiflung drang er aus der Flammenhölle.

Geschrien hatte Carmen.

»Jaaaa…!« brüllte Diablo. »Ja, ich habe dich gehört. Ich habe dich schreien gehört. Bei mir schreit jede, hast du verstanden? Jede schreit bei mir, da kenne ich keine Gnade. Auch du hast geschrien, und du wirst weiterschreien, du …« Er verschluckte sich an seinen eigenen Worten, hustete und schaute wieder nach vorn.

Die Flammen wirbelten mit fauchenden Geräuschen um den Körper der Zigeunerin. Sie hielten ihn eingekreist und bildeten über ihrem Kopf eine regelrechte Spitze.

Der Folterknecht wunderte sich. So etwas hatte er noch nicht gesehen. Das war verrückt. Ihm kam es so vor, als wäre es der Frau gelungen, die Flammen zu kontrollieren und sie für sich dienstbar zu machen. Ein Wahnsinn war das!

Er starrte hinein, und er sah, wie der Körper zerschmolz.

Er verbrannte nicht, er schmolz dahin, als bestünde er aus Wachs und sonderte dabei einen dunklen fettigen Rauch ab, der sich über das dunkelrote Feuer legte.

Staunend und mit offenem Mund starrte der Mann diese Erscheinung an. Für einen Moment riß der Flammengürtel auf, so daß er das Gesicht der Frau erkennen konnte.

Es war eine verlaufende Wachsmaske. Sämtliche Proportionen stimmten nicht mehr, sie verschoben sich. Da wanderte die zusammengeschmolzene Nase dem Mund entgegen, die Augen schoben sich auf die Wangen zu, und der Mund stand plötzlich senkrecht wie ein klaffender Spalt.

Was war das nur?

Selbst Diablo, der Folterknecht, der viel erlebt hatte, wurde mit dieser Tatsache nicht fertig. Er schaute auf das Feuer, dann auf die Gestalt und stöhnte auf. Ihn überkam das große Zittern. Er drehte sich um undrannte plötzlich weg.

»Du kannst mich nicht töten! Du nicht!« Wie finsteres Donnergrollen erreichte ihn die Stimme der brennenden Zigeunerin.

Und das nachfolgende Lachen jagte ihm Schauer über den Rücken…

***

In der Nacht ging er noch einmal zurück.

Diablo hatte keinem davon erzählt, daß er sich die Mordstelle noch einmal anschauen wollte, und ihm war auch nicht wohl zumute, als er den Weg nahm, der zum Scheiterhaufen führte.

Der Mond am Himmel wirkte so blaß, daß er schon fast durchsichtigwar. Die Dunkelheit kam ihm vor wie ein Schwamm, der alles aufsaugen wollte. Eigentlich hatte er im Badehaus sein müssen, aber die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit hatten ihm einfach keine Ruhe gelassen. Wie ein Zwang war es über ihn gekommen, und er mußte dem Trieb einfach folgen.

Seine Schritte schleiften durch das Gras. Kein Laut war sonst zu hören. Die Stelle, wo die Opfer brannten, wurde von den Menschen gemieden wie die Pest. Niemand wollte sich damit abgeben, denn an diesem Ort gingen das Grauen und die Angst Hand in Hand um.

Auch er fürchtete sich.

In seinem Magen lag ein dicker Klumpen. Sein Mund bewegte sich, ohne daß er etwas sagte. Er sprach mehr zu sich selbst, und dies auch nur im Geiste.

Diablo wußte nicht, was ihn erwartete, rechnete jedoch mit dem Schlimmsten. Aus diesem Grunde hatte er sich auch bewaffnet.

Nicht nur den Säbel trug er bei sich, auch ein langes Messer und seine Axt, die er meisterhaft zu handhaben verstand. Der Mond gab nicht sehr viel Licht. Aus diesem Grunde roch er den Scheiterhaufen bevor er ihn sah. Der Nachtwind trieb ihm den Gestank von Verbranntem entgegen.

So rochen die Opfer nicht. Was er da wahrnahm, erinnerte ihn an altes Holz oder Teer. Scharf, beißend und stechend drang er in seine Schleimhäute und ließ ihn keuchen.

Er ging geduckt, als hätte er Angst davor, daß ihn jemand entdeckte. Der Fluß roch auch. Er hörte zudem das Rauschen der Wellen, fand es aber nicht romantisch, denn das Wasser hatte einfach zuviel Blut gesehen. Das Blut und die Körper der Opfer, die in die Strömung geschleudert wurden, damit sie abtrieben.

Die Nacht war zwar finster, aber nicht so dunkel, als daß sich der Scheiterhaufen nicht von ihr abgehoben hätte. Als der Folterknecht näher kam, sah er ihn sehr deutlich.

Er glühte noch.

An einigen Stellen hatte sich das harte Holz regelrecht zusammengezogen, brannte wie heißes Eisen und sonderte auch den stechenden Geruch ab. Vor dem Scheiterhaufen blieb der Folterknecht stehen, zog seinen Säbel und stocherte in der heißen Asche herum, so

daß noch glühende Funkenschwärme in die Höhe flogen.

Er wußte, daß die Asche noch heiß war. Zudem bekam er den Beweis, denn der Wind schleuderte die feinen Teile in die Höhe und trieb sie ihm auch ins Gesicht.

Mit dem Säbel bahnte er sich einen Weg. Das Metall schleuderte auf dem Boden liegende, kleine Holzstücke zur Seite, und die dunkle Asche schabte unter seinen Schuhsohlen, als er sich dem eigentlichen Brandgerüst näherte.

Zwei Schritte davor blieb er stehen.

Vorhin und beim ersten Hinschauen hatte er es nicht glauben wollen, nun sah er seine Vermutung bestätigt.

Es gab keine Leiche mehr!

Der Folterknecht mit dem Engelsgesicht stand da und staunte denleeren Pfahl an. Nach jedem Brand wurde das Metall von Helfern geputzt, das war nicht geschehen. Die Verkleidung zeigte noch denschmierigen Ruß der letzten Verbrennung.

Das leise Klirren der Kettenglieder ließ ihn aufhorchen. Die Ketten waren vom Wind bewegt worden, und sie hingen wie tote Arme an den beiden Seiten des Pfahls.

Sonst sah er nichts.

Keine Leiche!

Er schaute auch nach unten. Aus Erfahrung wußte er, daß sich die nicht verbrannten Reste der bedauernswerten Opfer zumeist auf dem Boden sammelten, das war diesmal nicht der Fall. Kein heller Knochen schimmerte durch das Grau der Asche, hier war einfach alles anders und nicht mit normalen Maßstäben zu messen.

Dies kam dem Folterknecht suspekt vor. Er stand steif auf der Stelle, bevor er sich bückte und dabei merkte, wie die Gänsehaut über seinen Rücken kroch.

Er kannte dieses Gefühl, nur hatte er es sehr lange nicht mehr gespürt, weil er stets der Sieger geblieben war.

Die Angst kam. Sie kroch in seinen Körper und breitete sich aus wie das Blut in den Adern. Sein Gehirn, sein Denken wurde von dieser Angst umlagert. Erst ein weiteres Klirren der Ketten riß ihn aus seiner steifen Haltung hervor.

War es der Wind, der die Ketten bewegt hatte?

Eigentlich konnte das nicht sein, denn er hatte keinen Windzuggespürt. Dann wären auch seine langen, blonden Haare bewegt worden, und er hätte ihn ebenfalls auf der Haut spüren müssen.

Vorsichtig schaute der Mann in die Höhe.

Noch immer bewegten sich die Ketten. Die einzelnen, rußgeschwärzten Glieder kamen ihm vor wie lange Schlangenarme, in denen ein Leben steckte, das er sich nicht erklären konnte.

Sehr deutlich sah er auch die beiden Manschetten, die er immer um die Gelenke seiner Opfer schlang, damit diese sich nicht befreien konnten. Auch sie klirrten gegeneinander, bewegten sich voneinander fort und wirbelten plötzlich auf den Folterknecht zu.

So schnell wie es nötig war, konnte Diablo nicht reagieren. Er bekam den Kopf zwar noch zur Seite, aber die Eisenmanschette erwischte ihn dennoch.

Der Schlag an der Stirn war hart. Von der anderen Seite bekam er den Treffer ebenfalls ab und schwankte. Die Haut platzte weg, Blut rann aus der Wunde, er torkelte zurück und hörte das Klirren des Eisens dicht an seinem Ohr.

Das war gefährlich!

Im nächsten Moment erwischte es ihn voll. Da wand sich die schmutzige Kette wie eine Würgeschlinge um seinen Hals, und die zweite schlang sich so um seinen Körper, daß auch die Arme an ihn gepreßt wurden und er sich nicht mehr bewegen konnte.

Die beiden Ketten reagierten zur gleichen Zeit. Die nicht erklärbare Macht oder Kraft führte sie und zog den Mann ohne daß er sich wehren konnte, ruckartig in Richtung des Pfahls.

Er prallte dagegen.

An seinem Rücken spürte er das mit Eisen verkleidete Holz, und er wurde *so* stark gegen den Pfahl gepreßt, wie es bei seinen Opfern auch der Fall war, wenn die Helfer oder er sie anketteten.

Nicht einmal schreien konnte er, da ihm die Kettenglieder die Kehle zudrückten.

So konnte er nur die Beine bewegen und mußte stehenbleiben wie ein Gefangener.

Der Folterknecht mit dem Engelsgesicht konnte anderen Menschen lächelnd Schmerzen zufügen und sie auch töten, er selbst war aber nicht in der Lage, Schmerzen auszuhalten.

Dabei wurde er nicht einmal gefoltert, nur festgehalten, doch er war intelligent genug, um sich einzugestehen, daß er mit der Verbrennung der Zigeunerin Carmen einen großen Fehler gemacht hatte.

Einen tödlichen…

Hatte sie ihm nicht gesagt, daß sie nicht zu töten wäre? Ja, er glaubte sich daran zu erinnern, und er rechnete damit, daß Carmen nun Rache nehmen wollte.

Diablo sah das Ende seines Lebenswegs dicht vor sich. Da nutzten ihm auch seine Waffen nichts mehr, denn die Arme konnte er nicht bewegen. Zu hart hielten die Kettenglieder ihn fest.

Diesmal kam der Wind. Er fuhr in die Asche des Scheiterhaufens und wirbelte sie in die Hohe. Der Folterknecht glaubte schwarzen Schnee zu sehen.

Aus dem »schwarzen Schnee« kam sie.

Es war eine Gestalt, und sie ging sehr langsam, denn sie hatte Zeit. Zunächst sah der Gefangene nur die sich bewegenden Umrisse und hoffte auf eine Täuschung. Das war nicht der Fall, denn die Zigeunerin, die eigentlich hätte verbrannt sein müssen, kam auf ihn zu!

Sie trug noch immer die gleiche Kleidung wie in der Folterkammer. Die Flammen schienen sie überhaupt nicht berührt zu haben. Der weite blaue Rock schwang bei jeder Gehbewegung, und der Nachtwind drückte die blaue, weit ausgeschnittene Bluse hart gegen den Körper, so daß sich die Brüste deutlich abmalten.

In den Ohrläppchen leuchteten die goldenen Ringe. Nur etwas war geblieben.

Das Brandmal.

Es überstrahlte alles, denn es leuchtete in einem sehr intensiven Rot in ihrem Gesicht. Ein blutiger Halbmond, den das glühende Eisen hinterlassen hatte.

Diablos Zeichen!

Ein Mahnmal für die Ewigkeit, wobei er sich fragte, wer in die Ewigkeit eingehen würde.

Mit wiegenden Hüften und einem nahezu lässigen Gang schlenderte sie durch die Asche, wirbelte sie zu kleinen Wolken hoch und legte ein Lächeln auf ihre Lippen.

Kein Reisig hinderte sie mehr daran, sich dem Gefangenen zu nähern. Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen, stemmte ihre Hände in die Hüften und nickte.

»Ich bin zurückgekehrt«, sagte sie mit einer völlig normal klingenden Stimme. »Wie ich es dir versprochen hatte.«

Der andere starrte sie an. Das Gesicht des Folterknechts hatte sich verzerrt. Offen stand der Mund. Er versuchte verzweifelt, nach Luft zu schnappen, es gelang ihm nur schwerlich, und aus seinen Augen schossen die ersten Tränen.

Sie rannen an seinem Gesicht herab und vermischten sich dort mit den festklebenden Ascheteilchen.

»Du… du … mußt verbrannt sein!« ächzte er. »Das Feuer muß dich getötet haben. Du bist ein Geist, ein Spukbild.«

»Nein, das bin ich nicht, und ich kann es dir auch beweisen.« Sie sprach langsam, sehr deutlich, damit der andere auch jedes Wort verstehen konnte.

Dann ging sie auf ihn zu, streckte den Arm aus und berührte den Mann am Pfahl.

Der Folterknecht spürte die Finger der Frau. Sie glitten über seinen Arm bis hoch zur Schulter, verweilten dort und kniffen in sein Fleisch. »Na?«

»Du lebst!«

»Ja, ich lebe. Hatte ich dir nicht etwas von diesen Geheimnissen gesagt? Von einer Magie, die du nicht kennst, die fern von hier und in einer anderen Welt geboren ist und die sogar den Tod überwinden kann? Hatte ich dir das nicht gesagt?«

Der Folterknecht deutete ein Nicken an.

»Und diese Magie steht auf unserer Seite, das heißt, auf meiner. Sie sorgt dafür, daß ich allein es schaffen kann. Die Zeiten sind für mich nicht existent, ich kann sie überwinden, aber jeder, der an diesem Ort, wo du mich hast verbrennen wollen, vorbeikommt, wird sie spüren, und meine Rache mit auf den letzten Weg nehmen. Das kann ich dir versprechen, du verfluchter Folterknecht.«

Diablo stand Todesängste aus. Carmen hatte ihm nichts getan, ihn nicht gefoltert, ihn auf keine Streckbank gespannt, nur eben die Ketten hielten ihn fest wie Klammern.

Man konnte dies als kleine, vielleicht harmlose Folter bezeichnen.

Die andere aber war schlimmer.

Ein seelischer Druck, der sein Inneres in eine glühende Hölle verwandelte. Heiße Angstströme hielten ihn fest, durchtosten seinen Körper, und manchmal sah er die vor ihm stehende Frau nur mehr verwaschen.

Wieder bereitete ihm das Sprechen Mühe und es waren bettelnde Worte, die er regelrecht ausspie. »Ich… ich möchte mich entschuldigen«, sagte er stotternd. »Ich mußte es tun, aber dir ist nichts passiert. Wirklich nicht. Bitte, laß Gnade walten!«

»Gnade?« Carmen lachte auf, warf ihren Kopf von einer Seite auf die andere. »Das glaubst du doch nicht? Ich soll dich begnadigen? Hast du Gnade gekannt? Haben deine Opfer nicht geschrien, gebettelt und gefleht? Aber du hast dich daran ergötzt. Nein, jetzt bist du an der Reihe!«

»Aber du lebst!«

»Wirklich?« Sie spreizte die Arme. »Woher willst du wissen, ob ich tatsächlich lebe?«

Er begann zu lachen. »Natürlich lebst du. Würdest du sonst vor mir stehen. Du kannst dich bewegen, du…«

»Deshalb brauche ich nicht zu leben«, erklärte sie. »Nicht so zu leben, wie du es meinst. Hast du nicht erlebt, wie ich verbrannte, wie ich verlief…«

»Täuschung!« ächzte der Gefangene, »das war alles Täuschung. Du stehst vor mir, du…«

»Es ist ein anderes Leben, als du es kennst«, sagte sie ihm. »Ein Leben, das du nicht begreifen kannst. Ich werde es führen, und ich werde dafür sorgen, daß sich alles an mich erinnert. Hast du verstanden? Jeder soll sich an mich erinnern!«

»Ja, ich weiß…«

»Aber das wirst du nicht erleben, Folterknecht. Ich könnte gleiches mit gleichem vergelten, doch nehme ich davon Abstand. Dein Leben rettet keiner mehr. Die Ketten, die du deinen Opfern angelegt hast, werden dafür sorgen, daß du als Gast in die Hölle eingehst. Beim Teufel kannst du weiterfoltern.« Sie lachte und bewegte schwingend ihre Hüften. Die Ohrringe warfen blitzende Reflexe, die auch über das Gesicht des Angeketteten huschten.

Der Folterknecht unternahm einen letzten Befreiungsversuch. Seine Züge hatten sich verzerrt und nichts Engelhaftes mehr an sich. Es war eine Mimik der Angst.

Und die Ketten gehorchten der Zigeunerin.

Während sie in der Asche tanzte, sich amüsierte und lachte, schaute sie zu, wie der Folterknecht mit dem Engelsgesicht langsam starb.

Die Welt verschwamm vor Diablos Augen. Sie wurde erst grau, dann rot, zum Schluß schwarz.

Das Allerletzte, was er noch vernahm, war das triumphierende Lachen der Zigeunerin.

Und somit war ein alter Fluch geboren worden…

***

Superintendent Sir James Powell schaute mich skeptisch an. In der rechten Hand hielt er einen dünnen Bleistift, den er mit der Spitze mehrmals aufticken ließ. »Und Sie glauben wirklich an diese alte Mär oder Legende, John?«

»Ja.«

Sir James hob die Schultern und lehnte sich auf seinem Ledersessel zurück. »Fassen wir doch mal zusammen, was wir über Pluckley wissen.«

»Es ist zumindest das berühmteste Gespensterdorf auf unserer schönen Insel«, sagte ich.

»Stimmt. Nur muß nicht alles wahr sein, was dort geschehen ist. Pluckley liegt in Südost-England. Es ist ein Ort, in dem es zwölf Gespenster geben soll. Ersparen Sie mir die Mühe, sie einzeln aufzuzählen. Es ist noch nicht lange her, da war ein Aufnahmeteam von BBC dort und hat gefilmt. Sie haben alles bannen können, die Autos, die Umgebung, die Menschen, nur eben keine Gespenster. Die hielten sich versteckt oder waren erst gar nicht vorhanden.«

»Und was sagen die Bewohner dazu?«

Sir James gestattete sich ein Lächeln. »Die Leute selbst sind sich uneinig. Einige behaupten steif und fest, das eine oder andere Gespenst schon gesehen zu haben, andere wiederum lachen nur darüber. Auch die zahlreichen Fotografen, die den Ort besuchten, haben keine Geisterkutsche, keine geheimnisvolle Zigeunerin, keinen unheimlichen Mönch oder keinen schreienden Arbeiter gesehen. Die

Legende hält sichwirklich gut, und ich will auch nicht daran glauben.«
»Trotzdem fahre ich hin.«
»Wieso?«
»Sir, ich habe Ihnen von Sukos letzten Worten berichtet, bevor er und Bill wieder verschwanden. Er hat mir nicht umsonst den Hinweis auf Pluckley und auch auf Aibon gegeben. Zwischen dem Dorf, dem Würfel und den unerklärlichen Vorgängen muß es einen Zusammenhang geben! Und diese Verbindung will ich herausfinden.«
Mein Chef runzelte die Stirn. »Wenn es Ihnen hilft, Suko zu befreien, bitte sehr. Meinen Segen haben Sie dabei.«
»Das hoffe ich sehr.«
»Haben Sie sich eigentlich schon Gedanken über das Dorf gemacht? Ich meine, wo würden Sie den Hebel ansetzen?«
»Ich weiß es nicht.«
»Maastricht war Ihrer Meinung nach kein Schlag ins Wasser?«
»Nein, Sir. Ich habe erfahren, daß es gefährliche Magien gibt, die in der Erde schlummern, und ich habe von meinen Freunden den Hinweis bekommen. Zudem weiß ich, daß sie leben. Der Würfel gibt ihnen die Kraft dazu. Er führt und leitet sie.«
»Auch nach Aibon?« fragte mein Chef dazwischen.
Ich hob die Schultern. »Möglich ist alles. Zumindest gehe ich zu einer gewissen Prozentzahl davon aus.«
»Es ist klar, daß ich uns einen Erfolg wünsche, John. Und sehen Sie vor allen Dingen zu, daß Sie Suko und Bill wieder befreien können. Die haben den Würfel, nur nutzt er ihnen nichts. Er muß normal in unserer Hand bleiben und nicht irgendwo eingeschlossen in magischen Erdströmen.«
»Ob ich da helfen kann, weiß ich nicht. Vielleicht müssen die beiden es selbst versuchen.«
»Sich zu befreien? Dann hätten sie es längst getan, Sir. Es muß da ein Hindernis existieren, das ich zunächst einmal durchbrechen werde, um an die beiden heranzukommen.«
»Kennen Sie das Hindernis?«
»Nein.«
»Dann sind Sie sehr optimistisch.«
»Bleibt mir etwas anderes übrig, Sir?«
»Leider nicht.« Mein Chef schaute mich an. »Nehmen Sie den Wagen bis zum Ziel?«
»Das hatte ich vor.«
»Denken Sie an das Wetter, John. In den letzten Tagen hat es zahlreiche Hiobsbotschaften gegeben, die gerade das Wetter und dessen Folgen betrafen. Glatteis, Schnee…«
»Pluckley hat keinen Flughafen, und warten will ich auch nicht.«
Sir James lächelte und erhob sich. »Das verstehe ich durchaus.«

Über den Schreibtisch hinweg reichte er mir die Hand. »Ich wünsche Ihnen alles Gute und viel Erfolg, John. Holen Sie endlich die beiden zurück, wir sind sonst zu sehr geschwächt.«

»Ich versuche es.« Mit diesen Worten verließ ich das Büro. Nur wenige Schritte brauchte ich zu gehen, um mein Office zu erreichen.

Im Vorzimmer telefonierte Glenda Perkins. Sie hörte mich kommen und drehte sich – den Hörer noch am Ohr – um. Mit der freien Hand winkte sie mir zu.

Neben ihr blieb ich stehen. »Was ist denn?«

»Warte, Shao, ich gebe ihn dir.« Sie reichte mir mit einem Nicken den Hörer.

Ich meldete mich. Shaos Stimme klang besorgt. »Hast du mit Sir James geredet?«

»Ja.«

»Und?«

»Ich fahre nach Pluckley.«

»Allein?«

Das letzte Wort hatte Shao so seltsam ausgesprochen. »Das hatte ich eigentlich vor.«

»Nein, John, ich komme mit dir.«

Tief atmete ich ein. »Wieso denn? Was willst du in diesem Gespensterdorf? Wenn es hart auf hart kommt, kann der ganze Fall lebensgefährlich werden.«

»John«, erklärte sie. »ich habe mich entschieden. Nimmst du mich nicht mit, fahre ich allein.«

Zuzutrauen wäre es Shao schon. Um diesem Risiko aus dem Wege zu gehen, stimmte ich zu. »Du weißt, daß dies einer Erpressung gleichkommt?« fragte ich sie.

»Nein, das sehe ich anders.«

Ich lachte. »Kann ich mir denken.«

»Wann kommst du vorbei?«

»So rasch wie möglich.«

»Okay, ich habe schon gepackt. Bis gleich dann.« Shao war sehr kurz angebunden und legte auf.

»Was ist denn?« fragte mich Glenda.

Ich hob die Schultern und hockte mich auf die Schreibtischkante.

»Sie will mit.«

»Auch das noch.« Glenda zeigte sich erschreckt und preßte ihre Hand gegen die Lippen. »Das ist doch gefährlich.«

»Habe ich ihr auch gesagt. Nur, kann man es ihr verübeln? Ich nicht. Sie hängt an Suko, sie ist seine Freundin oder Partnerin. Sheila hätte sicherlich ebenso gehandelt, aber sie muß auf Johnny achtgeben. Na ja, mal sehen.«

»Gib nur auf sie acht!« flüsterte Glenda.

»Ich werde mich bemühen.« Aus meinem Büroraum holte ich noch den Mantel und hängte ihn mir über.

Nach Pluckley wollte ich fahren. Als ich daran dachte, schüttelte ich den Kopf. Bisher hatte ich von Englands berühmtesten Gespensterdorf nichts gehalten.

Sollte ich mich täuschen?

***

Fast an der Stelle, wo vor langer Zeit die Zigeunerin verbrannt worden war, existierte nun eine kleine Steinbrücke. Sie führte über den Fluß.

Auch in Pluckley war der Winter eingezogen. Es hatte geschneit, sehr stark sogar, und anschließend war der Frost gekommen, so daß der Schnee liegenblieb.

Bis weit unter den Gefrierpunkt war die Temperatur gefallen. Auf den Seen und Teichen lag eine dicke Eisschicht, über die sich besonders die Kinder freuten. Schlittschuhlaufen war »in«.

Viel interessanter war der Fluß. Er war nicht zugefroren, obwohl nicht mehr viel fehlte, denn einige Eisschollen trieben auf der Oberfläche oder wurden in die Ufernähe gedrückt, wo sie sich am Rand festhakten oder übereinanderschoben.

Der Fluß zog auch die Kinder an. Obwohl die Eltern es ihnen verboten hatten, schlichen sie heimlich ans Ufer, um mit den Eisschollen zu spielen. An diesem Morgen jedoch war es so kalt, daß die meisten Kinder es vorzogen, in den Häusern zu bleiben.

Da die Heizung in der Schule nicht funktionierte, war der Unterricht ausgefallen.

Margie Tenbroke und Larry Gold hatten sich verabredet. Sie waren beide schon älter, Larry 15, Margie 14, und sie gingen zusammen, wie man es so schön sagte.

Es war eine Jugendliebe, die wie ein heißes Feuer in den beiden brannte, von den anderen Menschen im Dorf jedoch nicht wahrgenommen worden war. Nicht einmal die Eltern der beiden wußten davon. Und eine heiße Liebe läßt die Kälte vergessen.

Um elf Uhr wollten sie sich treffen.

Larry Gold war bereits zehn Minuten früher erschienen und hielt sich hinter den kahlen Zweigen eines winterlichen Busches versteckt, so daß er nicht sofort auffiel.

Er trug eine dicke Stoffjacke, die leider nicht lang genug war, um auch die Beine zu wärmen. So fuhr der scharfe Wind auch durch den Stoff seiner Cordhose und zauberte eine kalte Gänsehaut auf seine Beine.

Larry wunderte sich, daß Margie ihn so mochte. Er war nämlich nicht gerade ein Traummann. Wenn er so in die Jugendzeitschrift

schaute, mußte er Minderwertigkeitskomplexe bekommen, bei all den strahlenden Typen, die sich dort zeigten. Er war viel zu dick, das Gesicht rund und pausbackig. Dieses Aussehen hatte ihm den Spitznamen Baby eingebracht, woran er sich aber nicht weiter störte.

Und auch Margie nicht.

Als er an sie dachte, zuckte ein flüchtiges Lächeln um seine blaßrosa schimmernden Lippen. War sie das schönste Mädchen im Ort?

Das sagten viele, auch ihr Vater hatte Einfluß. Ihm gehörte ein Lebensmittelladen, und nebenbei übte er den Job eines 2.

Bürgermeisters aus.

Um Margie rissen sich alle Jungs. Aber sie hatte sich eben für Larry entschieden. Obwohl er das noch immer nicht fassen konnte, machte es ihn glücklich.

Während der Kälte schien die gesamte Umgebung stiller geworden zu sein. Das Dorfleben war eingefroren, ebenso das der nahen Umgebung.

Die Glocken des kalten Schweigens lagen über den Häusern und auch dem spitzen Kirchturm, der in den bleifarbenen Himmel stach und jeden Ankömmling schon von weitem grüßte.

Die Häuser des Dorfes sah er als dunklere Silhouette. Bis zum Fluß war es fast eine Meile, und man brauchte seine Zeit, um sie zurückzulegen. Der schmale Weg führte über blanke Felder, auf denen der verharschte Schnee eine weiße Decke bildete und der Wind so richtig pfeifen konnte, da ihm kaum ein Hindernis im Weg stand.

Nur hin und wieder ein verkrümmter Baum, auf dessen kahlem Geäst ein weißer Schimmer aus Rauhreif lag.

Es machte keinen Spaß, bei der Kälte zu warten, aber für Margie nahm Larry es gern in Kauf.

Allmählich wurde ihm kalt. Der Frost kroch in seine gefütterten Stiefel hinein. Larry trat auf der Stelle und bewegte auch seine Zehen, um sie warm zu halten.

An den Ort schloß sich eine Pappelallee an. Von Larrys Standort deutlich zu erkennen. Auch die Bäume wirkten wie erstarrte Figuren. Und der einsame Radfahrer, der über die Straße fuhr, paßte eigentlich nicht in diese stille Landschaft.

Es war der alte Croydon, der jeden Tag seine Runden drehte und mindestens zehn Meilen fuhr.

Manchmal fuhr auch ein Wagen durch den Ort. Nur die wenigsten Fahrer hielten an. Sie benutzten Pluckley nur als Durchgangsstation, obwohl es eine traurige Berühmtheit erlangt hatte, wegen seiner angeblich zwölf Gespenster.

Larry glaubte nicht daran, wie fast alle jungen Leute aus Pluckley, aber sein Vater behauptete steif und fest, schon einige gesehen zu haben, und das konnte man ihm auch nicht ausreden.

Larry schaute wieder nach vorn und sah die kleine Gestalt. Wenn

jemand mit dem Fahrrad kam, konnte das nur Margie sein. Wer sonst trug einen knallroten Schal so um den Hals geschlungen, daß er während der Fahrt wie eine Fahne hinter ihr herwirbelte.

Larry blieb im Gebüsch. Das war abgesprochen. Er spürte seinen Herzschlag heftiger als noch vor wenigen Minuten. Die Zeit kam ihm plötzlich zu lang vor.

Margie hatte ihn bereits entdeckt. Sie winkte. Von ihrem Gesicht sah er nur mehr die Augen, denn der Schal verdeckte zwei Drittel davon und schützte gegen die beißende Kälte.

Endlich war sie da. Sie sprang vom Rad, ließ es fallen und warf sich in die auffangbereiten Arme des Jungen, um sich fest an ihn zu pressen. Dabei verrutschte die Wollmütze, das lange braune Haar löste sich, und Larry durchwühlte es mit seinen zehn Fingern, während er sichniederbeugte und seiner Freundin einen Kuß auf die feuchtkalten Lippen hauchte, bis die Durchblutung gesichert war.

Margie drückte sich weg. »Mann, ich bekomme keine Luft mehr.«

»Ich habe eben zu lange gewartet.«

Das Mädchen lachte und schleuderte ihre Haare nach hinten. Niemand im Dorf hatte so schönes Haar wie Margie. Dunkelbraun, dabei mit ein paar rötlichen Strähnen durchzogen, die sogar aufblitzten, wenn sie von der Sonne getroffen wurden, das jedenfalls behauptete Larry.

Die Sonne war an diesem Morgen nicht vorhanden. Sie hielt sich hinter den grauen Wolken versteckt und war nicht einmal als kleiner Ausschnitt zu sehen.

Margies Gesicht war natürlich hübsch. Sie hatte sich deshalb auch nicht so aufgedonnert wie ihre Freundinnen, das hatte sie nicht so nötig. Sie war auch stolz auf ihre Sommersprossen, die im Winter fast verschwunden waren und erst in der heißen Jahreszeit wieder zum Vorschein kamen.

»Wo gehen wir hin?« fragte sie.

»Am Fluß entlang.«

»Und dir ist es nicht zu kalt?«

Larry lachte, bückte sich, hob das Rad auf und stellte es hinter den Busch, damit es nicht sofort gesehen werden konnte. »Wenn du bei mir bist, ist es mir nicht kalt.«

Margie lachte. Sie trug eine Thermojacke, darunter noch einen Pullover und hatte den Schal umgebunden. »Dann komm«, sagte sie.

Larry ließ sich nicht zweimal auffordern. Er legte seinen Arm um Margies Schultern. So machte er es immer, wenn sie gingen, und ihre Körper berührten sich dabei, so daß sie sich gegenseitig wärmen konnten. Das Mädchen hatte seinen Kopf an die Schultern des Jungen gelehnt, die Augen halb geschlossen und genoß es, sich von Larry führen zu lassen.

Larry konnte sich nicht allein auf seine Freundin konzentrieren, er mußte auch achtgeben, wo er hintrat, denn der verharschte und stark gefrorene Schnee war an einigen Stellen sehr glatt. Hin und wieder schimmerte auch das blanke graue Eis durch. Jeder ihrer Schritte wurde von einem knarrenden Geräusch begleitet, und sie vernahmen auch das Knacken des ufernahen Eises, das der kleine Fluß angeschwemmt hatte.

Wenn Larry über das Wasser hinwegschaute, sah er die weiten, weißen, flachen Felder. Auf dieser Ebene erhoben sich lange, dunkle Stöcke. Es waren Telegrafenmasten, und manchmal sah er auch das Band der Durchgangsstraße. In den ersten Minuten schwiegen sie, bissich das Mädchen schließlich meldete.

»Ich glaube, mein Vater hat etwas bemerkt.«

Larry blieb stehen. »Wieso?«

»Genau weiß ich es nicht. Als ich heute morgen losfuhr, sollte ich im Geschäft helfen. Ich habe aber gesagt, daß ich mich mit einer Freundin verabredet hätte, und da hat mein Vater so geschaut, als würde er mir nicht glauben.«

»Und deine Mutter?«

»Die hat nur gelächelt.«

»Passierte noch etwas?«

»Nein.«

»Na ja, ich würde das nicht so schlimm sehen. Wir werden mal abwarten.« Larry gab sich überlegen, obwohl er es gar nicht war. Er wußte von der Antipathie, die Margies Vater gegen ihn und seine Familie hegte. Vielleicht, weil die Golds nicht zu den reichsten im Dorf gehörten. Larrys Vater schlug sich mehr schlecht als recht durchs Leben, aber er war ein grundehrlicher und rechtschaffender Mann, der sein Schreinerhandwerk verstand. Larry wollte einmal den gleichen Beruf erlernen.

Die beiden gingen weiter.

Das Rauschen des Flusses begleitete sie und auch das Schaben der sich übereinanderschiebenden Eisschollen, so daß sich die jungen Leute an diese Geräusche schnell gewöhnt hatten.

»Und was machen wir nach dem Spaziergang?« fragte das Mädchen.

»Wir könnten uns irgendwo hinsetzen.«

»Wo denn?«

Larry blieb wieder stehen. »Vielleicht in meine Bude. Da ist es wenigstens warm.«

»Ich habe eine bessere Idee.«

»Und welche?«

Margie kam nicht mehr dazu, ihrem Freund den Vorschlag zu unterbreiten, denn sie hatte etwas entdeckt. Den rechten Arm streckte sie ebenso aus wie den Zeigefinger. Mit ihm deutete sie auf den Fluß

und das graue dahinrollende Wasser.

»Siehst du es?«

»Was denn?«

»Das dunkle Bündel da. Es treibt genau auf das Ufer zu.«

Larry stellte sich auf die Zehenspitzen. Er schaute sehr genau hin, nickte und hauchte: »Verflixt, du hast recht.«

»Was kann das sein? Eis ist es nicht!«

»Nein, nein.« Larrys Stimme zitterte plötzlich, denn er hatte eine Idee, die ihm selbst schrecklich vorkam, sich leider aus seinem Kopf nicht mehr vertreiben ließ. »Warte, ich laufe hin.«

Bevor seine Freundin noch etwas sagen konnte, hatte er sich von ihr gelöst und lief los. Er mußte auf die glatten Stellen achtgeben, rutschte einmal nach rechts weg, fing sich wieder und setzte seinen Weg entschlossen fort.

Schließlich erreichte er die Stelle, wo der Gegenstand oder das Bündel ungefähr angetrieben werden mußte.

Genau vor seinen Füßen schob sich das Flußufer wie eine schmale Zunge in das flache Gelände hinein. Ein fast stehendes Gewässer hatte sich gebildet. Deshalb lag auch auf seiner Oberfläche eine dicke Eisschicht, die Larry betrat.

Trotz der dicken Stiefelsohlen fand er nicht den richtigen Halt, den er auch brauchte. So ging er wie auf Eiern, bis er das Ende der kleinen Eisinsel erreicht hatte.

Dort hockte er sich nieder. Zum ersten Mal konnte er das Bündel genauer erkennen.

Plötzlich wurde ihm noch kälter. Nicht weil die Außentemperatur gefallen war, er hatte jetzt gesehen, wer oder was dieses Bündel eigentlich war.

Ein Mensch!

Es gab keinen Zweifel. Durch das kalte Wasser des Flusses trieb ein Toter.

Dieser Mensch mußte einfach tot sein, denn die Temperaturen konnte niemand ertragen.

Sein Herz klopfte rasend schnell. Er hörte in seinem Rücken die Stimme von Margie.

»Was ist denn?«

Er drehte den Kopf. »Da treibt ein Toter heran!« Er schaute wieder auf die Leiche, nur eine Armlänge von sich entfernt. »Das… das ist eine Frau!« schrie er. »Eine Frau!« Seine Stimme überschlug sich.

Er vernahm Margies Schritte. Ohne sich diesmal umzudrehen, bat er sie, stehenzubleiben.

Margie gehorchte auch.

Das geschah in dem Augenblick, als die Leiche gegen die in das Wasser ragende Kante der Eisinsel stieß, wieder ein Stück

zurückgedrängt wurde, nach vorn trieb und einen Arm hob.

Es war der rechte, und er klatschte genau auf die Eisfläche, wobei Larry direkt gegen den Handrücken schauen konnte.

Und der zuckte. Die Finger bewegten sich.

Larry hatte das Gefühl, im Boden versinken zu müssen. Das konnte nicht wahr sein. Das durfte es einfach nicht. Das war der reine Irrsinn. Diese Frau, die da so lange im eiskalten Wasser des Flusses gelegen hatte, lebte!

Larry blieb sitzen. Denken konnte er nicht, nur starren. Die Hand hatte einen bläulich weißen Ton angenommen. Die Finger waren ausgestreckt, sie bewegten sich nach wie vor nach oben und nach unten, wobei sie mit ihren Kuppen gegen die Eisfläche schlugen.

Es war unwahrscheinlich, und die Hand stemmte sich sogar ab, damit sie den nachfolgenden Körper in die Höhe drücken konnte.

Die Tote wollte aus dem Fluß klettern.

»Larry!« Die Stimme des Mädchens klang verzweifelt. »Komm zurück, ich habe Angst!«

Das hatte Larry auch. Deshalb folgte er dem Rat seiner Freundin und zog sich zurück.

Er stand dabei nicht auf und rutschte auf den Knien nach hinten, wobei er sich noch mit den Händen abstützte.

Zum Glück trug er dicke Handschuhe, die vor der Kälte schützten.

Als er gegen seine Freundin stieß, bückte sich Margie und half ihm auf die Beine. Der Junge zitterte. Er konnte seine Hand kaum ruhig halten, als er auf die Frau wies.

»Die… die lebt noch …«

Margie sagte nichts. Sie hatte die Lippen strichartig zusammengepreßt und schaute starr nach vorn. Deutlich war die Angst auf ihrem Gesicht zu lesen. Für beide war dieser Vorgang unnormal, aber sie hüteten sich, darüber zu reden.

Und so warteten sie ab.

Dabei schauten sie zu, wie die Frau aus dem eisigen Wasser kletterte. Sie war völlig durchgenäßt. Die Kleidung klebte an ihrem Körper, und beide stellten fest, daß sie tatsächlich nur mehr eine Bluse und einen Rock trug. Mehr nicht, außer ein Paar Schuhen, die aussahen wie Mokassins. Wie konnte sie überleben?

Noch hatten sie vom Gesicht der Frau nicht viel gesehen, da sie den Kopf gesenkt hielt und ihn erst anhob, als sie auf der kleinen Eisplatte stand. Dabei schob sie auch ihren Oberkörper in die Höhe, so daß sie den jungen Leuten gegenüberstand.

Schwarz wie die Nacht war das Haar. Aus den Strähnen lief das Wasser an ihrem Körper herab und würde, wenn sie nicht achtgab, irgendwann zu Eiszapfen erstarren.

Den Mund hatte sie geöffnet, die Augen bildeten zwei dunkle Kugeln

in einem bleichgrünen Gesicht.
»Die sieht aus wie tot«, flüsterte Margie und begann zu bibbern.
Ihr Freund nickte nur.
Ruckartig bewegte sich die andere. Sie schob ihre Arme vor und bewegte dabei die Finger, als wären sie Spinnenbeine. Aus ihrem Mund drangen rauh die nächsten Worte. »Ihr!« flüsterte sie. »Ihr seid die ersten…«
Kaum hatte sie gesprochen, als sie sich schon in Bewegung setzte und auf das junge Paar zukam.
Sie ging wie ein künstlicher Mensch, der eine Elektronik leitete, und in den ersten Sekunden waren weder Larry noch Margie fähig, etwas zu unternehmen, denn diese dunkelhaarige Frau hatte sie auf eine schreckliche Art und Weise fasziniert.
Sie ließen sie kommen.
Näher, immer näher…
Bis der Bann plötzlich brach. Auf der Stelle wirbelte Larry Gold herum, packte seine Freundin und schleuderte sie mit. Fast wäre Margie noch ausgerutscht, doch dem Jungen gelang es, sie sicher aufzufangen, und er rannte mit ihr weiter.
Auf dem ufernahen Eis wären sie beinahe abgerutscht, aber nach einem kurzen Zwischenspurt fingen sie sich, keuchten, schrien undverstanden selbst nicht, was da an Worten über ihre Lippen drang.
Irgendwann blieben sie stehen. Sie waren einfach nach vorn gelaufen und auf einem der Felder gelandet. Schwer ging ihr Atem. Jedesmal, wenn sie Luft holten, stach auch die Kälte in ihre Lungen, und sie drehten sich beide zur gleichen Zeit um.
Die Frau stand noch immer am Ufer. Sie starrte ihnen nach. Selbst auf diese Entfernung hin war der böse Ausdruck in ihrem von schwarzen Haaren umrahmten Gesicht zu erkennen.
Plötzlich lachte sie. Es war ein hartes, ein häßliches Lachen und hallte wie ein böses Omen über das flache Feld, bevor die Weite des Landes es schluckte.
Dann drehte sie sich um. Ohne die beiden Freunde noch eines Blickes zu würdigen, spazierte sie am Ufer des Flusses entlang. Der eisige Wind wehte gegen ihre Kleidung. Er würde die Feuchtigkeit sehr schnell gefrieren lassen.
Margie und Larry starrten ihr nach. Sie warteten darauf, daß die Frau umkippte, diese Kälte konnte niemand aushalten, aber die andere ging weiter. Stur wie ein Panzer.
Larry ging plötzlich ein Licht auf. Er faßte das Mädchen so hart an, daß es erschreckt zusammenzuckte.
»Weißt du, wer das ist?« fragte Larry.
»N… nein …«
»Das ist die rauchende Zigeunerin, eines der zwölf Gespenster!«

***

In Canterbury hatte Albert Erskine als Vertreter gute Geschäfte machen können, denn Schneeketten und Winterausrüstung für Fahrzeuge war in diesem harten Winter mehr als gefragt. Einige Händler hatten ihm praktisch den Laden leergekauft, deshalb hatte er welche nachbestellen müssen. Man versprach, sie ihm so schnell wie möglich zuzuschicken.

Wenn das Geschäft so weiterlief war der Rover, den er fuhr, schon bald bezahlt. Für sein Auto hatte er die Schneeketten natürlich umsonst bekommen. Auch bei hohem Schnee oder verharschter Fahrbahn hatten ihn diese nicht im Stich gelassen.

Canterbury hatte er, wie gesagt, hinter sich. Eigentlich wollte er noch nach Brighton, um zwei Händler zu beliefern, die ihm sogartelegraphiert hatten und auf seinen Besuch warteten. Er hatte versprochen, am Nachmittag bei ihnen zu sein, und die Strecke ließ sichauch bei schlechten Bedingungen bequem schaffen. Vor allen Dingen, wenn man Schneeketten von der Firma besaß, die Albert Erskine vertrat.

Er war frohen Mutes. Über die verbissenen Gesichter der anderen Autofahrer konnte er nur lachen, als er von Canterbury aus südlich fuhr und in das flache Land hineinstach.

Erskine vertrat Südost-England. Das sah zwar viel aus, war es aber nicht. In einer Woche oder noch weniger konnte er bequem die Strecke abfahren. Er kannte fast jedes Haus dort, die Orte natürlich auch, und er wußte ebenfalls, wo man am besten, preiswertesten und auch gut übernachten konnte. Für das Essen galt das gleiche.

Natürlich wußte er auch, wo man eine Frau bekommen konnte.

Albert Erskine war kein Kostverächter. Natürlich durfte seine Emmy zu Hause davon nichts erfahren, und Albert hütete sich, auch nur ein Wort verlauten zu lassen. Er machte jedesmal eine große Schau aus seiner Rückkehr, brachte Blumen mit oder andere Geschenke.

Irgendwann an diesem Tag näherte er sich dem kleinen Ort Pluckley. Und wie immer, wenn er dort durchfuhr, dachte er an die Geschichten, die man sich über Pluckley erzählte.

Es war das Dorf mit den zwölf Gespenstern, nur hatte er nie eines davon gesehen. Oft genug wurde er darauf angesprochen. Es kam natürlich auf die Frager an, welche Antworten er ihnen gab. Bei einigen berichtete er dann von dem unheimlichen Schauer und den Geistwesen, die ihm bei der Ortsdurchfahrt begegnet waren.

Das war gelogen.

Die Weite Südost-Englands hatte ihn geschluckt. Da konnte manlebensmüde werden, wenn man im Winter durch dieses kahle Land rollte. Feld reihte sich an Feld, die schmalen Straßen wurden meilenweit von Bäumen und Gräben flankiert, und der Wind fuhr wie

ein hungriges Raubtier über die Ebene, wo er hin und wieder kleine Schneewolken von den Feldern in die Höhe schleuderte.

Auch der Vertreter spürte den Wind. Manchmal, wenn er zu heftig kam, hieb er prankenhaft gegen seinen Rover, doch das schwere Gefährt blieb jedesmal in der Spur.

»Pluckley – three miles«, las er auf einem Straßenschild. Die Schrift glänzte unter der dicken Eisfläche, und am Rand des Schildes hingen bläulich schimmernde Zapfen wie kleine Dolche nach unten.

Albert Erskine kannte die Strecke im Schlaf. Die Straße würde bald in eine Linkskurve führen, dann traten auch die Bäume zurück, und anschließend waren schon die Häuser des Gespensterdorfes zu sehen.

Manche Stellen auf der Fahrbahn waren sogar trocken. Da hatte der Wind den Schnee schon vorher verweht. Zumeist allerdings sah er die schimmernden graublauen Eisflächen, nur schwer verborgen unter der verharschten Schneeschicht. Da paßte er jedesmal höllisch auf.

Die Kurve erschien.

Weit geschwungen, nicht gefährlich, aber bei diesen Straßenverhältnissen nicht zu unterschätzen.

Erskine nahm sie. Vorsichtig drehte er das Lenkrad nach links, und hätte es fast verrissen, denn nicht weit von der Kühlerschnauze des Rovers entfernt war eine Frau am Straßenrand aufgetaucht. Er hatte sie zuvor nicht gesehen, weil sie sich in Deckung eines Baums aufgehalten hatte.

Jetzt stand sie frei.

Innerhalb weniger Sekunden nahm der Vertreter die Eindrücke voll auf und speicherte sie.

Die Frau trug trotz der kalten Witterung nur eine dünne Bluse und einen Rock. Sie besaß pechschwarzes Haar, das einen dunklen, unnatürlichen Glanz besaß, als wäre es naß geworden, und an ihren Ohren glänzten goldene Ringe.

Wie eine Zigeunerin, dachte Albert, wobei er auch die Zigarette sah, die sie an die Lippen führte, um einen kräftigen Zug zu nehmen.

Auch die rote Narbe auf ihrer Wange entdeckte Erskine, dann hatte er sie erreicht, sah noch das Winken und rollte langsam vorbei.

Verdammt, die hat doch gewunken! dachte er. Ich muß anhalten!

Dieser Gedanke jagte durch seinen Kopf, als er mit dem rechten Fuß das Pedal der Bremse berührte und es langsam nach unten drückte. Behutsam ging er damit um, da er nicht wollte, daß ihm sein Wagen noch wegrutschte und in den Straßengraben glitt.

Erskine war ein glänzender Autofahrer. Er schaffte es auch, den Rover abzubremsen. Nur ein wenig rutschte er vor, dann konnte er die Tür öffnen.

Noch blieb er sitzen. Im Außenspiegel sah er, daß sich die Fraugedreht hatte. Sie schlenderte auf den dunkelgrünen Rover zu.

Zwischen ihren Lippen hing die Zigarette. Die dünne Rauchfahne stieg in die eiskalte Winterluft.

Albert Erskine dachte scharf nach. Irgend etwas störte ihn an dieser Frau, nur konnte er nicht genau sagen, was es war. Er hatte sie noch nie gesehen, nur kam sie ihm suspekt vor.

Nicht allein wegen der dünnen Kleidung, da gab es noch einen anderen Grund. Er hatte ihn gehört.

Gehört, das war es!

Man erzählte sich davon, ein jeder kannte es und wußte genau über die Dinge Bescheid, die durch alle Zeitungen gegeistert waren, vom Fernsehen aufgegriffen wurden und immer neuen Gesprächsstoff bildeten.

Die zwölf Gespenster von Pluckley.

Und er, Albert Erskine, befand sich nur zwei Meilen von diesem Ort entfernt.

Im Spiegel sah er die Frau näher kommen. Eine schwarzhaarige Person, die Zigarette zwischen den Lippen, einen wiegenden Gang, den gewissen Schwung in den Hüften, ein lockendes Lächeln auf den Lippen, Ringe in den Ohren… So ähnlich war sie immer beschrieben worden.

Sie, die rauchende Zigeunerin!

Eines der zwölf gespenstischen Wesen aus Pluckley, an die niemand so recht glauben wollte, die es aber dennoch zu geben schien, wie diese langsam näher kommende Gestalt.

Plötzlich bekam der Vertreter Angst! Er hatte zwar nie an diese Spukgeschichten glauben wollen, aber wenn man diese Frauengestalt so deutlich sah wie er, dann konnte man schon den Verstand verlieren.

Außerdem waren diese Spukgestalten gefährlich. Wer ihnen begegnete, den töteten sie.

So hieß es.

Er wollte weiterfahren.

Da traf ihn die unheimliche Magie. Plötzlich saß er erstarrt hinter dem Lenkrad. Nicht den kleinen Finger konnte er mehr bewegen. Er starrte nur in den Spiegel, wo die rauchende, hüftschwingende Frau allmählich größer wurde.

Sie mußte den Wagen nach wenigen Schritten schon erreicht haben und dann…?

Plötzlich stand sie neben ihm. Sie bückte sich ein wenig, um in den Rover hineinschauen zu können, und der unbeweglich hinter dem Steuer sitzende Vertreter spürte die Fesseln einer unfaßbaren Magie, die allein diese Frau ausströmte.

Sie wollte etwas von ihm, auch mit ihm sprechen, denn sie setzte abermals ihre nicht erklärbaren Kräfte ein. Wie von Geisterhänden

bewegt, glitt das Wagenfenster langsam und quietschend nach unten. Eiskalte Luft drang in den Wagen, mit ihr die Stimme der Zigeunerin.

»Du bist der erste«, sagte sie, hob ihre rechte Hand und schnippte die halbaufgerauchte Zigarette mit einer lässigen Bewegung in den Wagen.

Der Glimmstengel fiel auf Alberts Schoß.

Gleichzeitig zog sich die Zigeunerin wieder zurück. Die Scheibe schob sich hoch, das quietschende Geräusch entstand wieder und wurde von einem kaum erklärbaren Zischen übertönt, dessen Ursache die Zigarettenkippe war.

Das Zischen bedeutete nichts Gutes.

Es läutete gewissermaßen das Ende des Mannes ein.

Innerhalb einer Sekunde verwandelte sich der Rover in einen gleißenden Pilz aus grellen Blitzen. Er explodierte. Brennendes Benzin wurde in die Höhe geschleudert, klatschte wieder zu Boden und taute das Eis auf der Fahrbahn.

Von Albert Erskine blieb nichts übrig.

Die magische Explosion hatte den Vertreter zerrissen!

Carmen aber verschwand ebenso spukhaft, wie sie gekommen war. Nur mehr ihr Lachen schwang noch durch die klare Winterluft…

***

Manchmal hatte ich das Gefühl, als würden wir schweben. So wenig spürte ich den Reifenkontakt meines Bentley auf der glatten Fahrbahn, aber bisher war alles gut verlaufen.

Shao wußte, wie es in mir aussah und wie stark ich mich konzentrieren mußte, deshalb hielt sie zumeist den Mund und ließ mich mit den Schwierigkeiten der Straße fertig werden.

London lag hinter uns, wir hatten uns in Richtung Südosten gewandt und rollten durch die flache, brettebene Landschaft des so typischen Teils meines Heimatlandes.

Auf dem Land wurden die Straßenverhältnisse ein wenig besser, da es doch schneefreie Strecken gab.

Ich entspannte mich ein wenig.

Das merkte auch Shao. Von der Seite her schaute sie mich an.

»Bist du sauer, John?«

»Weshalb?«

»Weil ich mitgefahren bin.« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht aus diesem Grunde. Da gibt es eine andere Sache, die mich ärgert. Erstens das Wetter, und zweitens hoffe ich, daß Suko mit seiner Prognose recht behalten wird. Ich muß ihn aus dieser verdammten Erdmagie herausholen.«

»Und wenn nicht?«

Mit der Antwort ließ ich mir Zeit, holte tief Luft und fuhr wieder

vorsichtiger, da es auf der Straße verdächtig hell schimmerte. »Erst in Frisco, dann in Maastricht, jetzt in Pluckley, wo wird er beim nächsten Mal sein? In Tokio oder auf Jamaika, in der Arktis vielleicht? Das sind Probleme, Shao. Es muß uns einfach gelingen, Suko und Bill zu befreien.«

»Deshalb bin ich auch mitgefahren.«

»Du meinst, daß du es schaffen kannst?«

»So sicher bin ich mir natürlich nicht, aber ich gehe einfach davon aus, daß ich einen gewissen Einfluß auf Suko besitze. Verstehe mich nicht falsch, John, aber ich meine, daß mein Einfluß stärker ist als der deine, obwohl ihr beide so sehr befreundet seid.«

»Das kann hinkommen«, erklärte ich. »Dann akzeptierst du mich also?«

»Ich habe dich nie abgelehnt, Shao. Nimm es bitte nicht persönlich«, fügte ich noch hinzu.

Die Hälfte der Strecke lag längst hinter uns. Wir fuhren in einen Mittag hinein, der ebenso trist war wie der Morgen. Die Sonnenflecken hielten sich weiterhin versteckt.

Die im Sommer so wärmende Kugel verbarg sich hinter bleifarbenen Wolkenbergen. Ich hatte die Heizung sehr hoch geschaltet, und das Gebläse pustete warme Luft gegen die Innenscheiben.

»Sollen wir durchfahren oder eine Pause einlegen?« wandte ich mich an die dunkelhaarige Chinesin. Shao trug einen dicken gelben Pullover mit hohem Kragen und eine schwarze Lederhose.

»Ich habe keinen Hunger.«

»Okay, fahren wir durch.« Eine halbe Meile später erreichten wir einen kleinen Stau. Er hatte sich gebildet, weil zwei Wagen bei einem Ausweichmanöver in den Graben gefahren waren. Die Fahrer standen mitten auf der Straße und beschimpften sich gegenseitig.

Und weiter rollten wir. Shao blätterte in einem Buch. Dort stand etwas über die zwölf Gespenster aus Pluckley geschrieben. »Kennst du sie eigentlich alle?« fragte sie mich.

»Ich habe noch keines gesehen.«

»Mit Namen, meine ich.«

»Nein.«

Sie begann, die zwölf Gespenster aufzuzählen, während sich die Straße ein wenig verengte und wir durch einen kleinen Ort rollten.

»Das ist der Geist des Straßenräubers, die Geisterkutsche, der Oberst aus dem Wald, die hängende Leiche des Schulmeisters, die rauchende Zigeunerin, der schwarze Müller, die Rote Dame, die weiße Dame von Dering, der unheimliche Mönch, die Lady von Rose Court und der schreiende Arbeiter.«

Ich hatte mitgezählt. »Das waren erst elf.«

»Dann gibt es da noch das allerneueste Dorfgespenst. Es hat aber

noch keinen Namen. Diesen Informationen nach soll es sich zumeist in einer Kirche aufhalten.«

»Geister in einer Kirche?«

»Wenn es nicht gerade Vampire sind«, meinte Shao.

Ich lachte leise. »Bin sowieso gespannt, was sich an dieser Geschichte tatsächlich herausstellt.«

Shao zeigte sich ein wenig verwundert. »Du redest so, als würdest du Sukos Angaben nicht trauen.«

»Das hast du nur in den falschen Hals bekommen. Die meisten Menschen, die über Pluckley sprechen, glauben nicht an die Gespenster. Für sie ist es reiner Nervenkitzel.«

»Hoffentlich bleibt es das für uns auch«, meinte die Chinesin.

»Dafür kann ich nicht garantieren.« Ich hob den Arm und deutete auf ein Hinweisschild. »Nur mehr drei Meilen bis zu unserem Gespensterdorf. Mal sehen.«

Die drei Meilen fuhren wir nicht durch, denn abermals gerieten wir in einen Stau. Diesmal in einer weit geschwungenen Linkskurve. Am Rand der Fahrbahn stand ein Wagen. Nein, berichtigte ich mich, das war kein Auto mehr, nur noch ein Wrack. Feuer hatte das Fahrzeug verwüstet und das Blech zu einem dunklen Kohlehaufen gemacht. Über dem Wrack stand noch eine Rauchfahne, die von der Seite kommender Wind träge zerflatterte. Zwei Polizeiwagen entdeckte ich ebenfalls und sah auch einen offenen Zinksarg. Daneben stand frierend ein Mann im weißen Kittel.

»Was mag da geschehen sein?« fragte Shao. Sie reckte ihren Kopf vor, um besser sehen zu können.

Ich hob die Schultern. »Werden wir gleich haben.« Aus der Schlange scherte ich aus und ließ den Bentley dorthin rollen, wo auch die beiden Polizeifahrzeuge standen.

Dicht dahinter stoppte ich. Der Motor war kaum ausgestellt, als einer der Beamten ein wütendes Gesicht bekam und uns durch Handbewegungen zu verstehen gab, daß wir verschwinden sollten.

Das Gegenteil davon war der Fall. Wir stiegen aus. Shao nahm noch ihre gefütterte Jacke vom Rücksitz und stülpte über die Haare eine modische Strickmütze, die auch die Ohren wärmte.

Ich zog ebenfalls die Jacke über, wollte auf den Polizisten zugehen, aber der lief schon wutschnaubend auf uns zu. Bevor er uns erreichen konnte, rutschte er auf einem Eisstück aus. Sein Gesicht nahm dabei einen so dümmlichen Ausdruck an, daß ich mir ein Lachen nicht verkneifen konnte, aber schnell genug war, um den Mann aufzufangen.

»Danke«, sagte er automatisch und drückte sich an mir hoch. »Es ändert nichts an der Tatsache, daß Sie hier verschwinden müssen. Dies ist eine Polizeiaktion.«

»Deshalb bin ich hier, mein Lieber.« Bevor er weitere Fragen stellen konnte, zeigte ich ihm den Ausweis.
»Oh, Scotland Yard.«
»Genau.«
»Na, dann.«
»Wer ist denn der Einsatzleiter.«
»Sergeant Everton.« Der Polizist deutete auf einen breitschultrigen Mann, der neben dem Kittelträger stand und sich gebückt hatte. Zwei andere trugen soeben die verbrannte Leiche des Autofahrers zu einer Decke, um den Toten darin einzuwickeln.
Shao hielt sich hinter mir, als ich auf die Männer zuging. Ich hörte sie noch sprechen.
»Der Wagen ist nicht gerutscht«, bemerkte der Sergeant. »Er fuhr auch nicht in den Graben. Mir kommt es vor, als hätte er während der Explosion sogar gestanden.« Er hörte auf zu sprechen, als er mich und den hochgehobenen Ausweis sah.
»Was will den Scotland Yard hier?«
»Zuschauen.«
Der Mann vor mir rieb seine große Hakennase und nahm die Mütze ab. Er besaß kaum Haare, nur ein paar dunkle Strähnen, die sich wirr auf dem Kopf verteilt hatten. »Ist es Zufall, daß Sie vorbeigekommen sind, Sir?«
»Fast, wir wollten nach Pluckley.«
»Dienstlich?«
»Ja, Gespenster jagen.«
Der Mann schaute mich an, als hätte ich ihm etwas Verbotenes erzählt. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein.«
»Lassen wir das. Was ist mit dem Toten! Kennen Sie ihn, konnten Sie ihn überhaupt identifizieren?«
»Nein. Alles verbrannt. Sämtliche Papiere auch. Wir werden trotzdem anhand des Nummernschildes herausbekommen, auf wen der Wagen zugelassen war.«
»Kann ich den Toten sehen?«
»Auf Ihre Verantwortung.«
»Akzeptiert.«
Der Mann hob die Schulter. Der Tote lag noch nicht im Zinksarg, nur unter einer Decke. Der Mann im weißen Kittel rollte sie wieder auf, so daß ich auf die Leiche schauen konnte.
Ich möchte mir eine Beschreibung ersparen.
Nur eines wunderte, irritierte und störte mich gleichzeitig.
Es war der rote Fleck an der Wange.
Ich bückte mich und schaute genauer hin. Aus der Nähe betrachtet, nahm der Fleck sogar eine Kontur an. Und zwar sah ich eine blutrote Narbe in Form eines Halbmonds. Wie sie dahingekommen war und

aus welchem Grund, konnte ich nicht sagen. Normal war dies meines Erachtens nicht.

Ich kam wieder hoch und drehte mich. »Haben Sie die Narbe auch gesehen?« fragte ich den Mann im hellen Kittel.

»Ja.«

»Und Ihre Meinung?«

»Keine, Mister. Das ist ein Zeichen, das ist…«

Ich schüttelte so heftig den Kopf, daß der andere nicht mehr weitersprach. »Ich glaube, daß Sie sich irren, mein Guter. Ein Zeichen ist das schon, nur möchte ich es nicht als normal bezeichnen. Die Narbe hätte auch bei diesem Brand verschwinden müssen.«

»Da hat er recht«, sagte Sergeant Everton.

Der Arzt fühlte sich in seiner beruflichen Ehre gekränkt. »Gut, ich werde Ihnen Bescheid geben, sobald ich den Toten genauer untersucht habe. Klar?«

Wir waren einverstanden.

Mir kam der gesamte Fall rätselhaft vor. Das Auto war völlig ausgebrannt, es stand nicht im Graben, sondern auf der Straße. Reste einer Bombe waren nicht gefunden worden. Wie hätte der Brand entstehen können? Durch einen Kurzschluß? Möglicherweise. Aber dabei explodiert ein Auto nicht so schnell, daß dem Fahrer nicht die Zeit bleibt, sein Fahrzeug zu verlassen.

Es mußte einen anderen Grund geben.

Magie!

Das war für mich keine Ausrede, sondern die Summe zahlreicher Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit gesammelt hatte. Wenn wir irgendwo unseren Einsatz fuhren, kämpften wir gegen Schwarze Magie. Ob der Autobrand allerdings mit unserem Fall in einem Zusammenhang stand, wollte ich zunächst dahingestellt sein lassen.

Shao sprach mich an. Sie hatte ihre Hände in die Jackentasche gesteckt. Die Wangen zeigten eine Röte, die nur auf die strenge Kälte zurückzuführen war.

»Die Narbe ist doch nicht normal, John. Dieser Tote kam mir vor wie ein Gezeichneter.«

Ich wunderte mich. »Du hast ihn gesehen?«

»Ja, ich schaute über deine Schulter.«

»Wenn ja, wer hat ihn gezeichnet?«

»Das Gespensterdorf liegt in unmittelbarer Nähe. Du kannst dir den Gegner unter zwölf Wesen aussuchen. Ist doch was.«

»Danke, ich verzichte.«

Der Sarg wurde verschlossen. Die Untersuchungen würden sicherlich noch andauern. So lange wollten wir nicht warten. Ich hatte das Gefühl, schnell nach Pluckley kommen zu müssen. Immerhin wollte ich die Spur von Suko und Bill aufnehmen. Die beiden besaßen den

Würfel und mußten zunächst einmal aus dem Käfig der Erdmagie befreit werden.

Der Sergeant stand in der Nähe. Er trank heißen Tee aus der Thermoskanne. Als ich auf ihn zutrat, ließ er die Kanne sinken und wischte über seine Lippen.

»Können wir durch?« fragte ich.

»Klar.« Er schraubte die Kanne mit bedächtigen Bewegungen zu.

»Sie kennen ja das Spiel, Sir. Vorgesetzte brauchen einen Bericht.«

»Verstehe. Wir fahren auch nicht weit. Unser Ziel ist Pluckley.«

»Ja, ja, das Gespensterdorf.« Er lachte. »Ich kenne es, aber Gespenster sind mir noch nicht begegnet, das will ich Ihnen ehrlich sagen. Sie werden dort auch kein Glück haben.«

»Meinen Sie?«

»Klar. Das ist nur eine Sache für Touristen und Besucher. Ich glaube, Sie werden enttäuscht sein.«

Ich blickte den Sergeant an und sagte etwas, daß er wohl nicht begriff. »Hoffentlich werde ich enttäuscht, hoffentlich.«

Bevor er noch eine weitere Frage stellen konnte, hatte ich kehrtgemacht und ging zum Bentley. Shao hatte sich bereits auf den Beifahrersitz gesetzt. Sie rieb ihre Hände. »Hier drin ist es wärmer.«

»Und wie.« Ich hämmerte die Tür zu, startete den Motor und schaltete die Heizung wieder hoch. Ein Polizist trat zur Seite, als ich vorsichtiganfuhr, über einen Eisbuckel rollte und weiter in die Kurve hineinstach, die einen großen Linksbogen beschrieb.

Der Ort des Geschehens blieb hinter uns zurück. Bald konnte ich auch im Rückspiegel nichts mehr von ihm sehen. Rechts und links säumten Pappeln den Straßenrand. Sie sahen aus wie abgemagerte Riesen und schienen in der Kälte erstarrt zu sein. Überhaupt kam mir vieles verändert vor. Die Luft war anders, die Kälte drückte, das Eis schien nicht allein auf dem Boden zu liegen, auch in der Luft.

Noch sahen wir von Pluckley kein Haus. Die hohen Bäume nahmen uns einfach die Sicht. Dahinter lagen die brettebenen, weiten Felder. Ab und zu stob eine dünne Schneewolke in die Höhe, wenn der Wind die kleinen Kristalle hochschaufelte.

Niemand von uns rechnete mit einer Gefahr oder mit einem außergewöhnlichen Ereignis. Zudem mußte ich mich auf die glatte Fahrbahn konzentrieren und war um so überraschter, als ich nicht einmal weit entfernt, zwischen zwei Bäumen eine Bewegung wahrnahm.

Dort erschien jemand.

»John, das ist eine Frau!« Shao hatte die Person zur gleichen Zeit entdeckt wie ich.

Sie stand so harmlos am Fahrbahnrand, trug nicht einmal gefütterte Kleidung, nur Rock und Bluse. An der Zigarette, die sie zwischen den

Fingern hielt, konnte sie sich auch nicht besonders wärmen. Die freie Hand hatte sie erhoben und winkte.

Eine Anhalterin.

Schwarzhaarig, mit Ohrringen, die wie goldene Kreise glänzten, und einem lockenden Lächeln auf den Lippen.

»Willst du stoppen?«

Das wollte ich, nur schaffte ich es auf diesem Boden nicht so leicht, deshalb rollte ich zunächst einmal weiter und trat erst dann vorsichtig auf die Bremse, als wir die Frau bereits passiert hatten.

»Und jetzt?« fragte Shao.

»Bleiben wir sitzen.«

Sie räusperte sich. »Sag mal, John, fühlst du dich eigentlich wohl? Das ist doch mehr als ungewöhnlich, daß diese Person am Rand der Straße steht und winkt.«

»Finde ich auch.« Ich rührte mich nicht und schaute in den Spiegel. Shao hatte sich herumgedreht und blickte durch das Heckfenster auf die sich nähernde Person.

»Ob die auf Männerfang ist? Hüftschwung, Ohrringe, Zigarette…«

Ich hörte Shaos Worte und hatte die Stirn gekraust. Natürlich beobachtete ich die Frau auch, und irgend etwas störte mich gewaltig an dieser Person. Leider konnte ich nicht genau sagen, was es war.

Es fehlte einfach der zündende Funke, um die Wahrheit herauszufinden.

Eine rauchende Frau? Rauchen… rauchen?

Shao und ich hatten die Lösung fast zugleich gefunden. »John, das ist sie. Die gehört zu den zwölf Gespenstern aus Pluckley. Das ist die rauchende Zigeunerin…«

Sie war es in der Tat, sie mußte es einfach sein, und ich dachte darüber nach, was wir vor einigen Minuten noch gesehen hatten.

Einen ausgebrannten Wagen, der am Straßenrand stand und für den keiner von uns eine Erklärung hatte.

Vielleicht sie. Möglicherweise war es die Schuld dieser Zigeunerin, daß der Wagen vernichtet und sein Fahrer dabei getötet worden war. Wir also konnten dies als eine Warnung auffassen.

Und das würden wir auch.

»John, was willst du unternehmen?« fragte Shao mich.

»Erst einmal die Nerven behalten«, erwiderte ich und zog mein Kreuz hervor. Kaum lag es frei, als es sich förmlich aufbäumen wollte und eine grünliche Färbung annahm.

Grün wie die Farbe der Hoffnung oder wie die Magie des Landes Aibon. Und hatte nicht Suko davon gesprochen?

Plötzlich wurde auch ich gespannter. Meine Gelassenheit hatte ich verloren, auch deshalb, weil ich die Frau jetzt genauer sehen konnte und etwas auf ihrem Gesicht erkannte, das dunkelrot leuchtete und

die Form eines Halbmondes aufwies.

Eine Narbe!

Die gleiche Narbe, die auch der verbrannte Tote noch in seinem Gesicht gehabt hatte.

Ich spürte den Magen wie einen Stein im Körper liegen, schaute mal auf das Kreuz, dann wieder in den Außenspiegel und wartete darauf, daß die Person an den Wagen herantreten würde.

Noch hatte sie ihn nicht erreicht, aber sie brauchte nur mehr wenige Schritte zu laufen.

Und schon merkte ich ihre Kraft. Etwas drang durch den Bentley und füllte ihn völlig aus. Eine fremdartige Magie, eine Macht, die Shao aufstöhnen ließ.

Ich warf einen schnellen Blick auf die linke Seite. Die Chinesin hatte das Gesicht verzogen. Im Gurt hängend bog sie ihren Oberkörper in die Höhe, wurde bleich, fiel zurück und rührte sich nicht mehr. Starr blieb sie neben mir hocken.

Ich hatte keine Zeit, mich um sie zu kümmern, denn auch mich wollte dieses Gefühl überfallen. Es war schwer zu beschreiben. Etwas zuckte durch meinen Körper, ein Rieseln, ein Stoßen, das die Kontrolle über meinen Kreislauf bekommen wollte, es aber nicht schaffte, denn ich besaß mein Kreuz, und es baute eine Gegenmagie auf.

Während Shao neben mir steif auf dem Sitz saß, konnte ich mich bewegen und wartete ab.

Sie kam näher.

Bei jedem Schwung bewegte sie sich nicht nur provozierend in den Hüften, auch die Ohrringe schwangen mit und leuchteten wie kleine Sterne auf. Gedreht hatte ich mich nicht, sondern schielte in den Spiegel, um sie sehen und beobachten zu können.

Sie hatte den Wagen erreicht, geriet mit dem nächsten Schritt in den toten Winkel und war wieder zu sehen, wenn ich nach rechts schaute.

Gleichzeitig hörte ich das Summen. Ein bekanntes Geräusch. Es entsteht, wenn eine Scheibe nach unten fährt. Da ich keinen Kontakt ausgelöst hatte, mußten die magischen Kräfte der Zigeunerin dafür gesorgt haben.

Kalte Luft strömte in das Fahrzeug. Ich saß da, lauerte auf irgendwelche Maßnahmen, die die Zigeunerin ergreifen wollte und tat so, als hätte sie mich auch geschockt.

Sie blieb für einen Moment stehen. Ich nahm einen beißenden, fremden Geruch wahr, den sie ausströmte. Dann bewegte sie ihren Kopf nach vorn und schaute durch die Scheibe in das Innere des Bentley. Mich starrte sie an, hob den rechten Arm, in dessen Hand sie die Zigarette hielt, und ich ahnte in diesem Augenblick, was sie vorhatte.

Sie wollte die Kippe in den Wagen werfen. Möglicherweise hatte sie

auf diese Art und Weise auch die Explosion ausgelöst.
Bei mir nicht!
Plötzlich fuhr ich auf meinem Sitz nach rechts herum, hob auch die rechte Hand und sorgte dafür, daß sich das Kreuz genau in Höhe der nach unten gefahrenen Seitenscheibe befand.
Sie starrte es an.
Ich starrte sie an.
Zwischen uns befand sich das Kreuz, dessen Farbe aus einem fahlen Grün und einem Silberschimmer bestand.
Das Zeichen des Sieges, des Guten.
Der Gewinner!
Das wußte auch die Zigeunerin. Sie kannte die Macht des Kreuzes und sah, daß sie diesmal an den Falschen geraten war.
Ich wollte noch meine Hand durch das offene Seitenfenster stoßen, um sie zu erwischen, aber dieses so menschlich aussehende und doch spukhafte Wesen war schneller.
Es war kein Frauenschrei, der aus ihrem Mund drang. Dafür der Ruf eines Untiers. So kochend, grunzend und auch voller heißer Wut. Dabei warf sie sich zurück, die Zigarette flog wie ein Komet durch die Luft, landete auf dem Boden und verzischte.
Sie selbst warf sich auf dem Absatz herum, um zwischen den Bäumen verschwinden zu können.
Viel Platz für eine Deckung besaß sie nicht. Das wußte ich und handelte entsprechend.
Als ich den Gurt löste und die Tür auframmte, erinnerte ich mich daran, weshalb ich nicht mit der Beretta geschossen hatte. Vielleicht hätte sie eine geweihte Silberkugel ausgeschaltet, und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen, da sie mir möglicherweise noch Informationen über Suko und dessen Schicksal geben konnte.
Auch Shao war aus ihrer magisch bedingten Erstarrung erwacht.
Ich hörte ihren Ruf und kümmerte mich nicht darum, denn die Zigeunerin hatte bereits den Straßengraben übersprungen und war mit beiden Beinen zugleich auf der verharschten Schneefläche gelandet.
Dort rannte sie weiter.
Ich jumpte ebenfalls über eine auf der Fahrbahnfläche liegende Eisinsel, erreichte mit dem zweiten Schritt den Straßengraben und konnte ihn ebenfalls überwinden.
Vor mir lief die Zigeunerin.
Mir biß der Wind ebenfalls ins Gesicht. Er versuchte auch, durch die Kleidung zu dringen, und ich stemmte mich geduckt gegen die steifen, eiskalten Böen an.
Es glich schon einem kleinen Wunder, daß die Frau nicht vor Kälte erstarrte, aber die Erklärung war dennoch leicht und führte demnach auch das Wunder ad absurdum.

Sie war kein Mensch, auch wenn sie so aussah. In ihr wohnten Kräfte, die auf Schwarzer Magie basierten, die vielleicht in der Hölle oder in einem anderen dämonischen Reich ihren Ursprung gehabt hatten, und deshalb machte ihr das nichts aus, was uns Menschen auf gewisse Art und Weise malträtierte.

Und sie war schnell.

Ich wunderte mich darüber, denn ich gehörte wirklich nicht zu den langsamsten Läufern und hatte doch Mühe, überhaupt einige Schritte aufzuholen.

Urplötzlich blieb sie stehen.

Sie rutschte noch ein Stück auf der harten gefrorenen Fläche weiter, um sich sofort umzudrehen und mir entgegenzuschauen.

Ihr Gesicht hatte sich dabei verzogen. Obwohl uns eine relativ große Distanz trennte, entdeckte ich in ihren Augen das mir unheimlich vorkommende Leuchten.

Hatten sie nicht einen grünen Schimmer bekommen?

Und dann verschwand sie.

Für mich kam dieser Vorgang völlig überraschend. Ohne daß irgend etwas passiert war, löste sie sich auf. Wo sie noch vor Sekunden gestanden hatte, befand sich plötzlich eine grünliche Wolke, die am Erdboden begann und etwa in Kopfhöhe der Zigeunerin aufhörte. Sie erinnerte mich an eine grüne Nebelinsel, in der zahlreiche kleine Funken wirbelten und tanzten. Sie verschwanden, noch bevor ich die Wolke erreicht hatte, und ich schaute auf die leere weite Schneefläche. Nur im Hintergrund entdeckte ich einen kantigen Gegenstand. Es war eine einsam stehende Scheune oder irgendein Unterschlupf.

Die rauchende Zigeunerin hatte mich genarrt. Daran gab es nichts zu rütteln. Ich hatte das Nachsehen gehabt, aber ich beschloß, nicht aufzugeben. Die erste Runde hatte ich zwar verloren, rechnete jedoch damit, daß noch weitere folgen würden. Und aus ihnen wollte ich als Gewinner hervorgehen, das nahm ich mir fest vor.

Zunächst einmal mußte ich zum Wagen zurück, wo Shao auf mich wartete. Der eiskalte Wind blies mir jetzt in den Rücken.

Shao hatte die Fahrertür geöffnet, so daß ich mich sofort auf den Sitz fallen ließ.

»Und?« fragte sie.

»Wie geht es dir?«

Sie lächelte. »Gut. Ich war wohl etwas von der Rolle, nicht?«

»Kann man sagen, Shao Die Kraft einer von mir noch nicht zukontrollierenden Magie hat dich getroffen und gelähmt.«

»Ist die Zigeunerin so stark?«

»Wir müssen davon ausgehen. Ich weiß nicht, ob du es gesehen hast, aber bevor ich sie erreichen konnte, wurde sie zu einer nebelartigen

grünen Wolke, die sehr schnell verschwand.«

Shao nickte. »Das habe ich gesehen.«

Ich startete wieder. Bevor ich anrollte, legte mir Shao ihre Finger auf meine Hand. »John, eine Frage hätte ich.«

»Bitte.«

»Glaubst du noch immer, daß die Gespenster von Pluckley in das Reich der Legende gehören?«

»Nein, jetzt nicht mehr!«

Auf der weiteren Strecke geschah nichts mehr. Wir rollten dem Ort entgegen, sahen das stinknormale Eingangsschild am Straßenrand und fuhren nach Pluckley hinein.

Es war kein enges Dorf. Viel Platz befand sich zwischen den netten, kleinen Häusern. Im Sommer sah es bestimmt idyllisch und herrlich aus, jetzt lag alles unter einer Schneedecke. Mir fiel auf, daß die Häuser allesamt einen gepflegten Eindruck machten, manche glichen schon kleinen Gutshöfen, und als wir nahe einer Brücke über einen kleinen Fluß fuhren und eine Straßenkreuzung erreichten, sahen wir weiße Hinweisschilder, die auf einem ebenfalls hellen, ausgeblichenen Pfahl standen.

»Hier war es der Legende nach«, erklärte Shao.

»Was?«

»Hier soll sich die rauchende Zigeunerin zeigen.«

»Dann scheint sie jetzt ihren Standort gewechselt zu haben«, erwiderte ich und fuhr vorsichtig weiter, da auch auf den Dorfstraßen eine Eisschicht lag.

Ich schaute mir jedes Haus an, jede Ruine. Alles strömte einen gewissen Atem aus, eine spukhafte Vergangenheit oder Gegenwart.

Vielleicht bildete ich mir diese Dinge auch nur ein.

»Wo willst du denn hin?« fragte Shao.

»Suko und Bill suchen.«

Sie lachte. »Das möchte ich auch. Nur werden sie dir kaum den Gefallen tun und sich so einfach zeigen.«

»Daran glaube ich auch nicht. Deshalb möchte ich gern mit jemandem reden, der über den Spuk Bescheid weiß.«

»Und wer kann das sein?«

»Vielleicht die Dorfklatschtante. Man kann nie wissen.«

»Die müßte man kennen.«

»Ich nenne sie zumeist Bürgermeister oder Wirt, Friseur…«

»Entscheide dich für einen.«

Während unseres Gesprächs hatten wir das Zentrum des kleinen Städtchens erreicht. Es gab tatsächlich so etwas wie eine Hauptstraße. Wagen waren an den Straßenrändern abgestellt. Fast alle Fahrzeuge zeigten auf der Karosserie eine gefrorene harte Schneeschicht.

Wer unterwegs war, ging entweder zu Fuß oder fuhr trotz beißender

Kälte mit dem Fahrrad. Das war auch gesünder.

Wir wurden kaum beachtet. Anscheinend hatte man sich an Fremde gewöhnt. Wer so berühmt war wie dieser Ort hier, kein Wunder.

Bisher war uns nichts Verdächtiges aufgefallen, bis wir vor einem etwas größeren Gebäude mit Backsteinfassade und Sprossenfenster eine Menschenansammlung entdeckten. Es waren nicht sehr viele Leute, doch sie fielen im ruhigen Gesamtbild des Dorfes auf.

»Ob da etwas passiert ist?« fragte Shao.

»Werden wir gleich haben«, gab ich zurück und wechselte die Fahrbahnseite.

Einen Parkplatz fand ich leicht, und als wir ausstiegen, wandten sich die Köpfe der Anwesenden uns zu. Man starrte uns an. Nicht sehr freundlich, eher abweisend und auch desinteressiert.

Besonders die Chinesin Shao wurde wie ein exotischer Gegenstand betrachtet.

Wir schlenderten auf die Versammelten zu. Beide grüßten wir freundlich, ohne daß der Gruß erwidert wurde. Durch meine Körpergröße konnte ich über die meisten Köpfe hinwegschauen und entdeckte dort, wo sich der Eingang des Hauses befand, zwei Jugendliche, die sehr erregt waren und heftig lamentierten.

Der Junge und das Mädchen sprachen zur gleichen Zeit. »Und wir haben die Zigeunerin gesehen. Sie stand da, nachdem sie aus dem Fluß geklettert war, rauchte und wollte uns…«

»Das habt ihr euch eingebildet!« rief jemand.

»Nein, das haben wir nicht.« Der Junge war wütend und stampfte hart mit dem Fuß auf.

Auf das Mädchen trat ein Mann zu. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und sagte: »Margie, komm erst mal mit rein und trink einen heißen Tee. Dann sehen wir weiter.«

»Aber Larry muß mit.«

»Meinetwegen.« Ich hatte genug erfahren. Wir waren also nicht die einzigen Zeugen, die die rauchende Zigeunerin gesehen hatten.

Es gab noch zwei, und mit ihnen wollte ich mich gern unterhalten.

Deshalb drängte ich mich vor. Shao blieb dicht hinter mir. Wir erregten natürlich Unwillen, das kümmerte uns nicht, und als sich der Mann mit dem Mädchen in Bewegung setzen wollte, sprach ich ihn an.

»Moment noch, Mister.«

Er blieb stehen, drehte den Kopf. Seine dunklen Augenbrauen schoben sich zusammen, so daß sein Gesicht einen unwilligen Ausdruck annahm. Die Lippen hoben sich von seiner Haut kaum ab.

Man sah ihm an, daß er ziemlich durchgefroren war.

»Was ist denn?«

»Ich möchte gern mit Ihnen über diese Zigeunerin reden.«

Aggressiv reckte er sein Kinn vor. »Wer sind Sie überhaupt? Ich habe

Sie hier nie gesehen.«

»Ich komme aus London. Mein Name ist John Sinclair.« Shao stellte ich ebenfalls vor.

»Ja und?«

»Wir sind von Scotland Yard.« Ich erklärte es lächelnd, die meisten hörten mit, und einige erschraken sogar. Das mußte zu bedeuten haben, auch Menschen mit einem reinen Gewissen wurden öfter bleich, wenn sie so plötzlich mit der Polizei konfrontiert wurden.

»Wirklich?«

»Ja, Mister…«

»Tenbroke. Jerry Tenbroke. Ich bin hier der stellvertretende Bürgermeister. Der erste ist in Urlaub.«

»Dann bin ich genau richtig.« Jerry Tenbroke schaute mich für einen Moment nachdenklich an, bevor er nickte. »Ja, kommen Sie.«

Die beiden jungen Leute gingen mit. Ich erfuhr noch auf der Eingangstreppe, daß der Junge Larry Gold hieß.

»Ist Margie deine Freundin?« fragte ich.

»Ja«, hauchte er.

Im Haus roch es nach Bohnerwachs. Der Boden war so blank gewienert worden, daß er mit dem Eis draußen konkurrieren konnte. Wir mußten durch einen Gang, hörten hinter den Türen Schreibmaschinengeklapper oder Stimmen und landeten schließlich in Tenbrokes Büro.

»Ich mache das ja nur ehrenamtlich«, sagte er, als er auf Besucherstühle deutete. »Normalerweise bin ich Geschäftsmann. Mir gehört hier ein Lebensmittelladen.«

»Den führt jetzt meine Mutter«, sagte Margie.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« fragte er.

Tenbroke hatte draußen von heißem Tee gesprochen. Den konnten wir jetzt vertragen und entschieden uns dafür.

Er telefonierte nach nebenan. Eine ältere Frau erschien und brachte das Gewünschte.

Als wir den ersten Schluck genommen hatten, fragte Tenbroke:

»Ist es Zufall, daß Sie hier sind?«

»Nein«, erwiderte ich.

»Welcher Grund führt Sie dann her?«

»Darauf werden wir gleich kommen. Ich hätte gern gehört, was uns die beiden zu berichten haben.«

Margie und Larry schauten sich an. Keiner wollte so recht den Anfang machen, sie hoben die Schultern, bis ich mich an den Jungen wandte. »Los, Larry, reißen Sie sich zusammen! Spielen Sie mal Kavalier und Beschützer. Wir hören.«

Er begann zu reden. Es war ihm unangenehm, daß er über ein Thema sprechen mußte, von dem der stellvertretende Bürgermeister nichts

wissen sollte. Er schaffte die Hürde, ohne daß der Mann reagierte. Und er berichtete anschließend, was die beiden erlebt hatten.

Es hörte sich unwahrscheinlich an, wie ein Märchen, eine Ausrede, um irgend etwas anderes verbergen zu können, ich aber wußte, daß es dem nicht so war.

Nur Tenbroke wollte es nicht glauben. »Das ist doch Unsinn«, sagte er. »Nie kann man so etwas…«

Ich hob die Hand und brachte ihn durch diese knappe Bewegung zum Schweigen. »Das stimmt nicht, Mr. Tenbroke. Ich glaube dem Jungen.«

Seine Hände fielen auf die Platte des dunklen Holzschreibtischs.

»Wie sagten Sie?«

»Er hat recht.«

»Können Sie das beweisen?«

»Ja.« Ich deutete auf Shao. »Wir beide haben das gleiche Phänomen erlebt. Uns ist die rauchende Zigeunerin ebenfalls begegnet, und sie besaß eine blaurote Narbe auf der Wange. Ein Sigill, das wir einfach nicht übersehen konnten. Und auch die verbrannte Leiche, auf die wir zuvor stießen, besaß dieses Zeichen.«

Mit der letzten Information hatte ich die Anwesenden, bis auf Shao, überrascht. Sie schauten mich verdutzt an, so daß ich mich gezwungen sah, eine Erklärung zu geben.

Atem- und sprachlos hörten sie zu. Dem Mädchen lief ein Schauer über das Gesicht. Sie legte ihre Hand auf Larrys Arm.

»Das ist doch nicht möglich«, flüsterte Jerry Tenbroke und wischte über seine Stirn. »Wenn Sergeant Everton nicht dabei gewesen wäre, würde ich Ihnen nicht glauben.«

»Moment, er hat die Zigeunerin nicht gesehen«, stellte ich richtig.

»Aber die Leiche.«

»Ja, und die blutrote Narbe.«

»Jetzt suchen wir natürlich nach einer Erklärung für die Vorfälle«, sagte Shao, »wobei wir hoffen, von Ihnen entsprechende Hinweise zu bekommen, Mr. Tenbroke.«

Der Mann lachte. »Hinweise ist gut«, murmelte er. »Was soll ich Ihnen denn sagen?«

»Ihr Dorf hat Geschichte gemacht.«

Er schaute mich starr an. »Geschichte, sagen Sie? Das stimmt. Es hat Geschichte oder Legende gemacht. Daran ist doch nichts wahr. Ich habe noch keines der zwölf Gespenster gesehen. Früher waren es elf, aber jetzt soll ein neues hinzugekommen sein.«

»Davon hörten wir. Wissen Sie mehr darüber?«

»Nein. Ich habe weder das neue noch die elf anderen gesehen.«

»Und wer ist Zeuge?«

»Ah, da gibt es viele. Es kommen auch immer neue hinzu, je mehr Touristen hier sind und je mehr Whisky und Bier fließen. Darauf

können Sie nicht bauen!«

»Ihre Tochter hat die Zigeunerin gesehen. Wir ebenfalls. Es muß sie geben!«

Der Stellvertreter des Bürgermeisters stöhnte auf. »Es fällt mir verdammt schwer, daran zu glauben«, sagte er. »Ich sehe auch kein Motiv für das Erscheinen der Frau.«

»Wie und wann ist die Legende der rauchenden Zigeunerin überhaupt entstanden?« hakte ich nach.

»Das ist die Frage.«

»Wieso?«

»Über die meisten Spuks weiß man Bescheid, aber nicht über den. Darum windet sich ein Geheimnis.«

»Erzählen Sie trotzdem«, bat ich.

Er hob die Schultern. »Sie bringen mich in eine Zwickmühle, Mr. Sinclair. Niemand weiß etwas Genaues über diese Frau. Der Legende nach soll sie an einer Straßenkreuzung erscheinen, wo sie auch verbranntwurde. Die Umstände, die zu dieser Verbrennung führten, sind nie ganz geklärt worden. Das liegt irgendwo in der Vergangenheit begraben. Keiner hat sich auch darum gekümmert. Angebliche Zeugen wollen sie gesehen haben, wenn sie an der Straßenkreuzung erschien und rauchte.«

»Und?«

»Nichts und. Das war alles.«

»Hat es Tote gegeben wie in unserem Fall?«

»Nein, nie.« Er lachte auch. »Hören Sie, Mr. Sinclair, wir sind ein Gespensterdorf. Gespenster erschrecken nur, sonst passiert nichts.«

Ich runzelte die Stirn. »Bis zum heutigen Tage, würde ich sagen. Da hat sich dann alles verändert.«

»Sie reden von der Leiche im Wagen?«

»Richtig.«

Jerry Tenbroke stöhnte auf. »Nichts, aber auch gar nichts ist bewiesen worden.« Er rang die Hände. »Machen Sie uns um Himmels willen doch nicht unser Dorf kaputt. Der Ruf wird geschädigt, wenn Sie so etwas behaupten. Bisher haben uns die Leute besucht, weil sie einen Schauer bekamen, ein leichtes Angstgefühl, aber passiert ist doch nichts. Die Gespenster erschrecken höchstens, falls es sie überhaupt gibt. Aber mehr geschieht nicht, glauben Sie mir. Und die Touristen wollen nur schauen und sich Geschichten anhören. Wir haben hier eine große Kneipe, da sitzen sie dann am Abend zusammen…«

Ich winkte ab und unterbrach den Mann damit. »Das können Sie alles den Touristen erzählen, Mr. Tenbroke. Wir waren Zeugen, als die rauchende Zigeunerin erschien. Hat sie überhaupt einen Namen?«

»Carmen sagen wir.«

»Okay, Mr. Tenbroke. Der Scherz ist zu Ende. Wir sind gekommen, um Carmen einzufangen.«

»Und dann?«

»Werden wir sie vernichten!«

Meine entschlossen gesprochenen Worte, erzeugten bei dem Mann einen Schauder. Er schluckte ein paarmal, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Sie wollen dieses Gespenst, das es überhaupt nicht gibt…«

»Dad, es gibt die Zigeunerin!« erklärte Margie. »Wir haben sie selbst gesehen.«

»Das habt ihr euch eingebildet.«

»Nein wir haben sie gesehen!«

Der Stellvertreter des Bürgermeisters wollte es nicht einsehen und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Es gibt keine Gespenster und auch keine rauchende Zigeunerin.«

Ich sah ein, daß es keinen Sinn hatte, mit ihm weiter über den Fall zu diskutieren. Ich blieb zwar beim Thema, erkundigte mich aber nach dem neuesten Spuk, der noch keinen Namen bekommen hatte und nicht richtig ergründet worden war.

»Was meinen Sie denn damit?«

»Der zwölfte Spuk ist was?«

Tenbroke verdrehte die Augen. »Es soll eine Frau sein, sehr geheimnisvoll, und sie hält sich zumeist nahe der Kirche oder in den Räumen auf. Eine geheimnisvolle Gestalt, die ich auch noch nicht zu Gesicht bekommen habe.«

»Wer dann?«

»Der Pfarrer hat davon gesprochen. Nein«, er berichtigte sich.

»Nicht der Pfarrer, sein Küster.«

»Und der hat die Frau in der Kirche gesehen.«

»Ja, es war eine grünliche Gestalt, die durch das Kirchenschiff schwebte.«

»Grünliche Gestalt, John«, sagte Shao.

Auch ich hatte gestutzt. Grünliche Gestalten kamen nicht oft vor.

Auch die Zigeunerin hatte sich in einen grünlichen Nebel aufgelöst, bevor er völlig verschwand.

Ich überlegte. Hatte dieser neue Spuk, der noch keinen Namen besaß, möglicherweise etwas mit unserem Fall zu tun? Wenn ich die Tatsachen zusammenzählte, die uns bisher bekannt waren, konnte man davon ausgehen. Deshalb wollte ich mich um den neuen Spuk noch genauer kümmern. Eine Spur hatten wir schon.

Es war der Küster.

»Dieser Zeuge, Mr. Tenbroke, von dem Sie gesprochen haben, wie heißt er denn?«

»Sie meinen den Küster.« Tenbroke lachte. »Der erzählt Ihnen jede Geschichte, die Sie wissen wollen. Er hat die meisten der elf anderen

Gespenster schon gesehen. Drei Whisky oder eine Pfundnote machen den Mann gesprächig.«
»Den Namen.«
»Winston. Einfach nur Winston. Er wird zwar noch einen Nachnamen besitzen, aber der ist uns unbekannt. Ihm selbst wahrscheinlich auch. Sie können es drehen und wenden, Sir…«
Ich stand auf. »Für Ihre Informationen bedanke ich mich. Wenn Sie mir noch sagen könnten, wo ich den Küster finde, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«
»Er wohnt neben der Kirche.«
»Danke sehr.«
Auch Shao hatte sich erhoben. Der Vertreter des Bürgermeisters war sprachlos. Und so blieb er auch sitzen. Keinerlei Anstalten traf er, um uns zu begleiten, den Weg wußten wir auch allein. Als wir die Tür aufziehen wollten, hörten wir vom Gang her hastige Schritte. Und schon wurde die Tür auf gestoßen. Zum Glück standen wir weit genug von ihr entfernt, so daß wir sie nicht vor den Körper bekamen.
Ein Mann stürmte in das Büro. Uns übersah er, er schaute allein Tenbroke an. »Verdammt, wir haben es gesehen!«
»Was gesehen?«
Der Ankömmling, er trug Arbeitskleidung, mußte erst ein paarmal Luft holen. »Es… es ist schlimm, und es ist unerklärlich. Wir können überhaupt nichts …«
»Was ist los?«
»Über dem Dorf liegt ein Schatten. Der Schatten einer Frau. Und er bedeckte die Häuser wie ein Todesschleier…«

***

Jetzt war ich froh, das Büro noch nicht verlassen zu haben. Auf der Türschwelle blieb ich stehen, hatte meine Stirn in Falten gelegt und dachte nach.
Ein Schatten, also.
War das der Schatten dieser Zigeunerin? Hatte sie sich verändert, vielleicht zu einer gewaltigen Gestalt, die das Dorf vernichten wollte? Möglich war alles. Aber ich wollte mehr wissen und kümmerte mich deshalb um den Mann. Meine Hand legte ich auf seine Schultern. Tenbroke sagte gar nichts, dafür erschreckte sich der Knabe und fuhr herum. Erstaunt schaute er mich an.
Ich lächelte. »Dieser Schatten«, sagte ich. »Wo nimmt er seinen Anfang und sein Ende?«
»Im… im Dorf …«
»Okay, das haben Sie gesagt. Aber ich möchte mehr wissen. Wo genau steht er?«
»Er fällt schräg in den Ort. Sein Ende ist wohl da, wo die Kirche

steht, meine ich.«

Mein Blick traf den des 2. Bürgermeisters. Plötzlich schwieg Tenbroke. Ihm schien die Sache nicht mehr geheuer zu sein. Den Worten seiner eigenen Tochter und auch unseren Zeugenaussagen hatte er nicht getraut, dafür aber dem Ankömmling.

»Und du hast dich nicht getäuscht, Burns?«

»Nein!«

Tenbroke stand auf. Er brauchte nur einen großen Schritt, um das Fenster zu erreichen. Eine leichte Gardine verdeckte die Scheibe. Er zog den Stoff zur Seite, brachte sein Gesicht nahe an das Glas und schaute nach draußen. Sekundenlang sagte er nichts. Erst danach drehte er sich um. Seine Gesichtsfarbe hatte sich verändert. Sie war sehr blaß geworden, und die Handbewegung des Mannes wirkte fahrig.

»Stimmt es?« fragte ich.

Er nickte. »Ja, da liegt tatsächlich ein Schatten über dem Dorf. Von der Sonne kann er nicht stammen, denn die ist nicht zu sehen. Nur eine Wolkendecke befindet sich am Himmel.«

»Ich lüge nicht, Jerry!« erklärte Burns.

Wir hatten hier nichts mehr verloren. Deshalb stieß ich die neben mir stehende Shao an. »Komm, laß uns verschwinden.«

»Gehen Sie zur Kirche?« Wir hörten die Frage des Bürgermeisters auf dem Flur, eine Antwort bekam er von mir nicht. Es war viel wichtiger für uns, die Kirche und somit auch den Küster zu erreichen, der uns mehr sagen konnte.

Ich ahnte inzwischen, daß dieses neue, noch nicht namentlich bekannte Gespenst unmittelbar mit unserem Fall zu tun hatte, und ich würde alles daransetzen, um das auch herauszufinden.

Die kleine Menschenmenge vor dem Haus hatte sich noch nicht aufgelöst. Nach wie vor standen die Leute da und schauten in den Himmel, wo sich tatsächlich der unheimliche Schatten abmalte. Ich lief bis auf die Straße und sah ihn so, wie Burns ihn beschrieben hatte.

Diagonal fiel er über das Dorf. Wie eine breite, unheimliche Warnung kam er mir vor, und von ihm ging eine Drohung aus, die auch die Einwohner spürten, denn niemand von ihnen wagte es, auch nur ein Wort zu sagen. Sie blieben stumm und schauten gegen die bleigraue Wolkendecke, da niemand etwas mit diesem Schatten und dessen Herkunft anfangen konnte. Er besaß tatsächlich die Umrisse eines Menschen. Ja, das war eine Frauengestalt, die sich dort abzeichnete. Den Kopf sah ich nicht, erkannte allerdings an den dunklen Konturen die Umrisse eines gut proportionierten Körpers.

So wie ihn auch die Zigeunerin gehabt hatte.

War sie es wirklich?

Ich konzentrierte mich auf mein Kreuz. Wenn die große Bedrohung

vorhanden war, mußte doch von ihm eine Reaktion erfolgen, aber da tat sich überhaupt nichts.

Es blieb ruhig und glänzte mattsilberfarben. Grünliches Licht, das eventuell auf eine Druidenmagie hingewiesen hätte, entdeckte ich nicht.

Allmählich wurde ich nervös.

»Wollten wir nicht zur Kirche?« fragte Shao.

»Natürlich.« Ich kannte mich in Pluckley nicht aus. Den Kirchturm hatte ich zwar bei der Herfahrt gesehen, wußte jedoch nicht, wie ich auf dem schnellsten Weg zu ihm kommen konnte. Deshalb wandte ich mich an die Dorfbewohner und erkundigte mich nach dem Ziel.

»Zur Kirche?«

»Ja.«

Man erklärte uns den Weg. Die Hälfte vergaß ich, weil wir durch zahlreiche Gassen mußten. Ich bedankte mich dennoch, denn irgendwie würde ich den Bau schon finden.

Als wir gingen, sagte Shao leise: »Jetzt fehlen uns nur noch Suko und Bill…«

Die Stadt hatte sich verändert. Nicht äußerlich, die Atmosphäre war eine andere geworden. Man konnte sie als bedrückend, als schaurig, als unheimlich bezeichnen, und dafür trug dieser überdimensionale menschliche Schatten Sorge, der wie ein breites Band die Stadtzerschnitt.

Auf unserem Weg zum Ziel waren wir einige Male in seine direkte Nähe gelangt und hatten ihn auch durchschritten. Beim ersten Mal war es mir gar nicht so aufgefallen, bei der zweiten Durchquerung aber merkte ich es genau.

Da tat sich etwas.

Innerhalb des Schattens lauerte eine gefährliche Magie, die auch an meinem Kreuz nicht spurlos vorüberging, denn ich merkte, daß es anfing, sich zu erwärmen.

Ich wollte Genaueres wissen, holte mein Kreuz aus der Tasche hervor und schaute es mir an.

Da ich innerhalb des Schattens stehengeblieben war, sah ich sehr deutlich die Veränderung. Seine silberne Farbe war von der einer grünen zurückgedrängt worden! Es gab keinen Zweifel mehr, ich hatte es hier mit einer Druidenmagie zu tun!

Das sagte auch Shao, die ebenfalls über den Dunklen Gral oder Aibon Bescheid wußte.

»Sie ist gefährlich, nicht wahr?«

»Ja. Ich weiß nie, woran ich bei ihr bin«, erwiderte ich. »Das Gebiet ist einfach zu unerforscht.«

»Und was können Bill und Suko damit zu tun haben?«

»Möglicherweise sind sie auf ihrer seltsamen Reise auf die

Druidenmagie gestoßen. Das werden wir hoffentlich von ihnen selbst erfahren.«

Shao hob die Schultern. »Ich hoffe, daß ich es schaffe. Weißt du, John, bisher habe ich mir nie etwas darauf eingebildet, die Letzte aus der Ahnengalerie der Sonnenkönigin Amaterasu zu sein. Nun hoffe ich, daß mir dieses Erbe helfen wird.«

»Ich auch.«

Wir waren während unseres letzten Gesprächs weitergegangen und konnten in einer großen Lücke zwischen zwei Gehöften den schlanken Kirchturm erkennen.

Es war nicht mehr weit.

Wir gingen die Straße durch und erreichten schließlich das Ziel.

Vor uns öffnete sich ein ziemlich großer Platz. An den Rändern wurde er von kahlen Bäumen gesäumt, deren Astwerk eine weiße dünne Schnee- oder Frostschicht zeigte.

Auch an den Stämmen hatte sich das Eis regelrecht festgefressen, und wir gingen quer über den Kirchplatz auf die Kirche zu. Sie war nicht sehr groß. Das Tor glänzte. Es bestand aus einem dicken, hell lackierten Eichenholz.

Als unser Blickwinkel besser wurde, sahen wir neben der Kirche ein kleines Haus. Selbst im Winter waren die Efeuranken nicht abgefallen, die an der Hauswand hochwuchsen.

»Da muß der Küster wohnen«, sagte Shao.

»Und auch der Pfarrer.« Ich hob den Kopf und hielt nach dem großen Schatten Ausschau.

Er war noch vorhanden, und er endete direkt an der Kirche, wo er mit seinem Kopfende über das Gebäude fiel.

Bewegungslos stand er. Nicht einmal seine Konturen zitterten. Ich trat einige Schritte nach links, so daß ich abermals in den Schatten hineingeriet.

Wieder reagierte mein Kreuz. Es zeigte einen grünen Schimmer, wie es nur bei einer Druidenmagie der Fall war. Hier mußte also etwas von dieser alten Kunst der Eichenkundigen vorhanden sein.

Shao drängte: »Willst du nicht in die Kirche hineingehen?«

»Im Prinzip schon. Nur würde mich mal interessieren, wie der Beginn des Schattens aussieht. Und wie er entstanden ist. Schatten und Licht wechseln sich ab. Schatten kann nur dort sein, wo es auch Licht gibt. Aber welches Licht zeichnete sich dafür verantwortlich? Das frage ich mich?« Noch während der Worte hatte ich mich auf der Stelle gedreht und suchte nach der hellen Quelle.

Sie war nicht zu sehen.

»Es könnte natürlich sein, daß nicht allein der Schatten eine immense Größe besitzt, sondern auch das Original«, meinte Shao und schaute mich stirnrunzelnd an.

»Mach keine Witze.«
»Ich wollte, es wäre einer.«
»Auf jeden Fall werden wir uns das Innere der Kirche anschauen. Vielleicht sehen wir dort den Spuk.« Ich hatte mich lange genug auf dem Vorplatz aufgehalten. Er war mit dünnem Kies bestreut worden. Wege gab es nicht. Wir erreichten die Tür, ich faßte nach der Klinke und drückte das eiskalte Metall nach unten. Die alte Kirchentür quietschte erbärmlich in den Angeln, als ich sie nach innen schob und als erster das Kirchenschiff betrat.
Jedesmal wenn ich in eine Kirche gehe, überkommt mich ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht. Mir gefällt die Stille im Gotteshaus, deshalb störte es auch, als Shao die Tür schloß und sich das Quietschen der Angeln wiederholte.
Vor uns befanden sich die beiden Bankreihen. Dazwischen sah ich den breiten Mittelgang, der bis hin zum Altar führte. Ich entdeckte keinen Prunk, auch der Altar war mehr ein schlichter Gabentisch.
Das schmückende Beiwerk der oft prachtvollen katholischen Kirche fehlte völlig.
Wo war der Schatten?
Ich blickte wieder in die Höhe, auch auf die Fenster in den Seitenteilen, sah aber nichts. Das Mauerwerk schien ihn verschluckt zu haben.
Shao und ich blieben dort stehen, wo die hinterste Bankreihe begann. Ich überlegte laut: »Wenn kaum jemand dieses seltsame Gespenst bisher gesehen hat, weshalb sollen gerade wir das Glück haben?«
Ungefähr eine Minute verging, in der weder Shao noch ich ein Wort sprachen. Die Chinesin unterbrach das Schweigen. Als sie die Worte flüsterte, sah ich die Atemfahne vor ihrem Mund, so kalt war es auch innerhalb der Kirchenmauern. »Ich müßte mal versuchen, mit Suko Kontakt aufzunehmen.«
»Wie denn?«
»Ich könnte ihn rufen.«
»Gedanklich oder…«
»John, das weiß ich ja eben nicht.« Ihre Stimme klang gequält.
»Jetzt sind wir hier in Pluckley, sogar in einer Kirche, und bisher haben sichdie beiden nicht gezeigt. Weshalb lenkten sie uns auf diese Spur, John? Da muß es einen Grund geben.«
»Sei mal still!« zischte ich.
Shao hielt sofort den Mund. Sie lauschte ebenso wie ich, aber ich hatte es früher vernommen.
Es war ein Geräusch, das man als gänsehauterzeugend bezeichnen konnte. Ein hohes Wimmern und Klagen, in schrillen, jedoch leidenden Tönen ausgestoßen. Woher es kam, konnte niemand von uns feststellen. Es war einfach da und drang von allen Seiten an

unsere Ohren.

Shao schaute mich an. »Das Wimmern kann einem Angst machen.«

»Nein, junge Frau, Sie brauchen keine Angst zu haben. Es ist schon okay.« Nach diesen Worten hörten wir ein leises Lachen und gleichzeitig schlurfende Schritte.

Wir drehten uns um!

Er kam aus dem Dunkel einer Nische und wirkte selbst wie ein Gespenst. Sein Gesicht war bleich. Hinzu kam der krumme Gang des Mannes, die dunkle Kleidung und auch der schwarze Pullover, den er trug. Auf seinem gebogenen Nasenrücken saß das Gestell einer einfachen Nickelbrille. Unnatürlich blasse Augen schauten uns durch die Ränder an. Mund und Kinnpartie gingen ineinander über.

Seine Hände, die er übereinandergelegt hatte, erinnerten an knotige, kleine Zweige. Die weißen Haare standen von seinem Kopf ab wie lange Federn.

Wir ließen ihn kommen. Dicht vor uns blieb er stehen. »Es ist eine schöne Kirche, nicht wahr?« fragte er flüsternd.

»Ja, das ist sie«, sagte ich.

Er nickte, schaute in die Runde, auch gegen die gewölbte Decke und sagte: »Ich hoffe, daß es auch so bleibt.«

»Wie meinen Sie das?«

Er löste die Hände voneinander und winkte ab. »Ach, nicht der Rede wert.«

»Sind Sie der Küster?«

Der Mann hob den Kopf. »Interessiert Sie das?«

»Ja. Wenn Sie es sind, dann haben wir den gefunden, den wir suchten.«

Der Mann nickte. »Ich bin Winston, der Küster, das Faktotum und auch der einzige, der Bescheid weiß. Nur wollen die Leute im Ort nicht an mich glauben.«

»Wir sind anders.«

»Ihr seid fremd.«

»Sogar aus London«, sagte Shao.

»Von der Zeitung?« Er stellte die Frage lauernd. Wahrscheinlich hatte er mit Reportern üble Erfahrungen gemacht.

»Keine Sorge. Sehen wir so aus?«

»Nein, aber das hat nichts zu sagen. Viele kommen her, tun interessiert und lachen mich anschließend aus.«

»Wir sind wegen des Schattens gekommen.«

»Ihr habt ihn gesehen?«

»Natürlich. Sie nicht?«

»Nein, mein Freund, ich habe ihn nicht gesehen. Dafür gespürt. Er ist da, der Fluch hat sich erfüllt. Habt ihr nicht das Wimmern vernommen?«

»Es war deutlich genug.«
»Das ist der alte Geist, der tief in den Mauern wohnt. Auch er merkte, daß etwas nicht stimmte.« Winston, der Küster, atmete schwer. »Es wird wohl das Ende dieser Kirche sein. Ihr Bau stand unter keinem guten Stern.«
»Dieser Geist«, sagte ich. »Zu wem gehört er?«
»Das war eine alte Nonne, die hier lange Zeit gewohnt hat und jeden Tag beten ging. Irgendwann einmal ist sie in der ersten Bank dort umgebracht worden. Man hat sie erdrosselt. Seit dieser Zeit findet ihr Geist keine Ruhe mehr…«
»Und weshalb wurde sie erdrosselt?« fragte ich.
»Das weiß ich auch nicht genau. Vielleicht hat sie das Geheimnis gelüftet und mußte deshalb sterben.«
»Sie können nicht mehr darüber sagen?«
»Ich will nicht.«
»Hängt es vielleicht mit der Zigeunerin zusammen?« erkundigte sich Shao.
Der alte Küster schaute die Chinesin schräg an. »Sie haben davongehört?«
»Nicht nur das, wir haben sie sogar gesehen.«
Winston verzog die Lippen in die Breite. »Ihren Schatten, nicht?«
»Nein, nicht ihren Schatten. Das heißt, den auch. Er fällt über das Dorf. Aber zuerst haben wir sie rauchend am Straßenrand gesehen.«
»Und ihr lebt noch.« Der Küster wurde noch bleicher und trat einen Schritt zurück, wobei er sich hastig bekreuzigte.
»Weshalb nicht?« Ich lachte leise.
»Weil die Legende davon berichtet, daß niemand, der sie je sieht, überleben kann.«
»Wir aber.«
»Dann… dann seid ihr etwas Besonderes«, erklärte der Küster.
»Das müßt ihr einfach sein.«
»Vielleicht.«
»Wer seid ihr?«
Ich wollte es ihm nicht zu leicht machen und forderte ihn auf, uns über das Geheimnis der Kirche aufzuklären.
Der Küster überlegte. »Ich weiß nicht, ob ich euch vertrauen kann…«
»Doch.« Ich hatte mich entschlossen, die Katze aus dem Sack zu lassen und zeigte ihm meinen Ausweis. Er hielt ihn dicht vor seine Augen, um besser lesen zu können, verglich das Bild im Dämmerlicht der Kirche mit meinem Aussehen und gab mir das Dokument zurück.
»Ja, ich glaube, daß ihr gut seid.«
»Dann bitte!«
Er bewegte seine Hand. »Ich führe euch hin«, flüsterte er. »Wir müssen in die Tiefe gehen, denn es gibt ein Gebiet, das unter der

Kirche liegt. Dort ist das Zentrum, und da hat man auch die Nonne begraben.«

»Liegen da noch mehr Tote?« wollte ich wissen.

»Nein, nur sie. Für die normalen Toten haben wir ja einen Friedhof. Er befindet sich jenseits der Mauer, aber die Nonne wurde hier erwürgt.«

»Was ist dort noch?«

»Alles«, gab er leise zurück. »Da ist der Anfang überhaupt. Etwas Fremdes lauert in der Tiefe. Es muß lange geschlummert haben. Erst jetzt sind seine Kräfte wirksam geworden. Das Auftauchen der rauchenden Zigeunerin hat es drastisch bewiesen. Ihr Schatten des Bösen fällt über unser Dorf und hüllt es ein.«

Mir dauerte die Rede des Küsters zu lange. Konkrete Dinge wußte er nicht zu sagen, und auf Vermutungen wollte ich nicht bauen. Aus diesem Grunde forderte ich ihn auf, uns endlich den Einstieg in die Gewölbe unter der Kirche zu zeigen.

»Wir müssen erst in die Sakristei«, sagte er schon beim Umdrehen.

»Gehen Sie vor.« Ich verdrehte die Augen. Auch Shao bemerkte meine Reaktion und lächelte.

Winston schob seine Brille wieder höher und ging vor. Wir wanderten quer durch die Kirche.

Ich lauschte auf die Geräusche. Sie waren nach wie vor vorhanden. Nur glaubte ich, daß sie leiser geworden waren, und das meinte auch Shao zu mir.

»Da scheint sich der Geist zurückgezogen zu haben«, erklärte sie.

»Hoffentlich. Mir reicht die Zigeunerin.«

Kurz vor dem schlichten Altar bogen wir nach rechts ab. Einen letzten Blick warf ich noch auf die Fenster. Ob das Glas von einem Schatten berührt wurde, konnte ich hier im Innern der Kirche nicht erkennen. Ich ging allerdings davon aus.

Die schmale Tür neben dem Altar hatte ich zuvor nicht gesehen.

Erst als wir dicht davorstanden, erkannte ich sie. Zudem lag sie im Schatten einer Nische.

Der Küster drückte sie auf.

In einen kahlen Raum gerieten wir. Auch ihn mußten wir durchqueren und erreichten eine kleine Kammer. An der Wand befand sich ein Lichtschalter, den Winston betätigte.

»Da ist er«, sagte er. »Der Einstieg.« Er deutete mit seinem rechten Zeigefinger schräg nach unten. Sein Gesicht hatte abermals die unnatürliche Blässe angenommen. Wir sahen ihm an, daß er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte.

Ich bückte mich schon und zog die Eisenklappe mit beiden Händen auf. Dazu gehörte eine gewisse Kraftanstrengung, und ich war froh, als der Einstieg freilag.

Wir schauten in die Dunkelheit. »Gibt es kein Licht?« fragte ich den Küster.

»Schon. Wir müssen Kerzen nehmen.« Er drehte sich um. Mit drei Kerzen kam er zurück. Sie standen auf kleinen Eisentellern. »Ich hatte ja nicht gewußt, daß Sie es so ernst meinen.«

»Spaßvögel sind wir nur zu Karneval«, erwiderte ich.

Shao zündete die Dochte an. Ich wollte meine Hände freihaben.

Die anderen konnten mir leuchten, dafür stieg ich als erster in die Tiefe.

Die Treppe nach unten sah relativ bequem aus. Auch sicher, denn die Stufen bestanden aus Stein.

»Diese Katakomben stammen aus einer Zeit, als man Gläubige verfolgte«, erklärte der Küster.

»Waren es Anhänger der Maria Stuart?«

»Nein, viel früher. Vielleicht auch Sektenmitglieder. So genau ist das nie erforscht worden.«

Ich verschwand bereits in der Tiefe. Hinter mir ging der Küster, den Schluß bildete Shao. Sie hielten ihre Kerzen, und die sich bewegenden Flammen erzeugten einen flackernden Schein, der auch über die mit Spinnennetzen bedeckten Wände fuhr und die dünnen Fäden an manchen Stellen silbrig glänzen ließ.

Ich war oft genug in alte Stollen oder Grüften gestiegen, und wie immer spürte ich das Schlechterwerden der Luft. Auch in diesem Fall roch ich den Moder, der mit einer gewissen Feuchtigkeit und Kühle vermischt war.

Den Mund öffnete ich nicht. Nur flach holte ich durch die Nase Luft, spürte manchmal die hauchzarten Berührungen auf meiner Haut und erreichte als erster die Gruft, in der die Nonne ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Ich ging zur Seite, damit ich nicht den Platz vor dem Ende der Treppe versperrte.

Shao und der Küster ließen die Stufen ebenfalls hinter sich und blieben so neben mir stehen, daß wir drei einen kleinen Halbkreis bildeten. Sie schauten sich um.

Der Küster hob die linke Hand. In der rechten hielt er die Kerze.

»Hört ihr es?«

Es war nicht zu überhören. Das Klagen, Wimmern und Schreien war hier wesentlich lauter als oben in der Kirche. In dieser Tiefe mußte sich das Zentrum befinden.

Ich hatte eigentlich damit gerechnet, eine schmale Grabkammer zu finden und wunderte mich jetzt über die Größe. Hier konnte man zahlreiche Särge nebeneinander stellen.

Im Kerzenlicht des Küsters, der vorgegangen war, sah ich den ersten Sarkophag. Ein Holzsarg wäre längst vermodert, aus diesem Grunde

hatte man sich für einen Sarg aus Stein entschieden.
Er stand auf dem Boden, sah sehr wuchtig aus, und wir traten langsam näher.
Winston stand neben ihm. Das Kerzenlicht fiel auch über sein Gesicht und gab ihm einen schaurigen Touch. Dazu der Sarg, dann die geisterhafte, jammernde Stimme, das paßte alles zu einer Gruselatmosphäre.
»Von den beiden habe ich noch nichts gesehen«, flüsterte Shao.
Klar, daß sie mehr an Suko und auch Bill dachte. Sie schaute sich auch um, sah die dicken Mauern, die alten, vom Licht umflackerten Steine, die Spinnweben, aber keine Gesichter oder Gestalten, die Ähnlichkeit mit unseren beiden Freunden gehabt hätten.
Auch von der Nonne entdeckten wir nichts, oder vielmehr von ihrem Geist.
»Liegt sie im Sarg?« fragte ich.
Der Küster nickte.
»Dann werden wir sie uns anschauen.«
Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als wollte der Mann widersprechen, denn er schüttelte den Kopf.
»Wieso nicht?«
»Ich weiß es nicht«, hauchte er. »Man sollte den Toten doch ihre Ruhe lassen.«
»Der Geist findet auch keine Ruhe.«
»Das muß an der Zigeunerin liegen. Wenn ihr Schatten nicht mehr ist, wird auch das Wimmern verstummen. Ich wollte Ihnen nur das Grab zeigen, mehr nicht. Gehen Sie lieber wieder hoch und kümmern Sie sich um die Zigeunerin. Das ist besser.«
»Warum sagen Sie uns das?«
»Ich… ich kann es Ihnen nicht erklären, aber ich habe ein so seltsames Gefühl. Hier braut sich etwas zusammen. Da ist nicht nur eine Magie, die wir …«
»Mal sehen.«
»John, mach schon.« Auch Shao drängte. »Wenn du es nicht schaffst, helfe ich dir.«
Die Chinesin wußte genau, was ich vorhatte, und sie sollte sich auch nicht getäuscht haben.
Ich trat auf den Sarg zu. Es würde schwer werden, den steinernen Deckel vom Unterteil wegzuschieben. Beide Hände brauchte ich dafür. Das Kreuz hatte ich offen vor meine Brust gehängt. Bisher tat sich bei ihm nichts. Es blieb matt silbern. Kein grünes Flimmern, kein Leuchten oder Strahlen, nicht die geringste Warnung.
Niemand sprach mehr. Shao und der Küster standen so, daß sie mir leuchten konnten. Ohne daß wir darüber gesprochen hatten, spürten wir alle die Nervenanspannung, die uns umklammert hielt.

Zudem blieb auch das Jaulen und Wimmern. Von mehreren Seiten drang es auf uns zu, als wäre es in einer Stereoanlage geboren worden.
Dabei drang es irgendwo aus dem Gemäuer.
Ich stemme mich gegen den Deckel.
Der Anfang war immer am schwersten, aber ich mußte den Sarkophag einfach aufbekommen, denn er hatte etwas mit der Lösung des Falles zu tun, so glaubte ich.
Die Nonne war in der Kirche erdrosselt und unter ihr begraben worden. Möglicherweise gehörte sie zu den Auslösern einer fremden Magie.
»Soll ich helfen?« vernahm ich Shaos Flüstern.
Ich schüttelte verbissen den Kopf und konnte aufatmen, nachdem ich den ersten Punkt überwunden hatte.
Der Deckel ließ sich bewegen.
Endlich!
Er schrammte über das Unterteil. Ich vernahm die knirschenden Geräusche, die mir nicht allein in die Ohren, auch unter die Haut drangen und den Schauder auf meinem Körper hinterließen.
Es gelang mir, den Deckel ziemlich gleichförmig nach vorn zu drücken, so daß er bei dieser Schieberei nicht in Gefahr geriet, zur Seite zu kippen.
Ich drückte mir selbst die Daumen, an der richtigen Seite zu schieben.
»John, du schaffst es!« flüsterte Shao.
Auch der Küster sagte etwas. Stotternde Worte drangen aus seinem Mund. Eine Kerze hatte er auf den Boden gestellt, so daß er ein Kreuzzeichen schlagen konnte.
Shao hielt sich dicht neben mir. Sie schob ihre Arme noch weiter vor und leuchtete.
Ich richtete mich auf. Der Atem drang schwer aus meinem Mund.
Schweiß bedeckte die Stirn. Meine Stimme zitterte unmerklich, als ich die Chinesin bat, die Kerze noch ein wenig tiefer zu senken, damit ihr Licht auch in den Sarg fiel.
Shao konnte einen leisen Schrei nicht vermeiden. Auch ich war für einen Moment geschockt. Im zitternden Licht der Flamme sah ich, daß mir das Glück hold gewesen war. Ich hatte genau an der richtigen Seite geschoben.
Vor mir lag der Kopf der toten Nonne.
Ein noch mit dunkler, aber sehr dünner Haut bedeckter knochiger Schädel, der zudem eingehüllt war in einen Kokon von Spinnweben.
Zum Glück gab es genügend freie Stellen, durch die ich schauen konnte und auch bleiche Knochen erkannte, denn nicht überall hatte die dünne Haut gehalten.
Jetzt kam auch der Küster näher. Er schaute ebenfalls in den Sarg,

ich vernahm seine glucksenden Geräusche und sah, daß er ein Kreuzzeichen schlug.

»Ja!« hauchte er. »Ja, das muß sie sein. Es ist einfach furchtbar.«

»Gehen Sie zurück!« bat ich ihn.

»Was wollen Sie denn noch?«

»Ich möchte den Deckel weiter aufschieben, weil ich die Tote ganz sehen will.«

Er nickte. Sein Gesicht blieb dabei verbissen, und ich machte mich wieder an die »Arbeit«.

Diesmal hatte ich mehr Glück. Ich brauchte nicht erst lange zu schieben, so daß es nur mehr wenige Sekunden dauerte, bis ich den Sarg offen hatte.

Jetzt starrten wir hinein.

Zur Hälfte konnten wir den Körper sehen. Man hatte der Nonne das Gewand gelassen. Davon waren nur mehr Fetzen übrig, die an ihrem Körper klebten, der nur noch aus bleichen Knochen bestand.

Er war stärker verwest als ihr Gesicht.

Niemand von uns redete. Wir alle lauschten wie auf ein geheimes Kommando. Ein jeder von uns hatte das Gefühl, daß die jammernde Stimme lauter geworden war, und sie konzentrierte sich auch mehr über dem Sarg. Mit ihr mußte es eine besondere Bewandtnis haben, über die ich jetzt nicht näher nachdachte.

Dafür tat ich etwas anderes.

Ich streifte die Kette über den Kopf, an der mein Kreuz hing.

Noch einen kleinen Schritt ging ich auf den Sarg zu und ließ das Kreuz hineinbaumeln.

Es schwebte über dem Skelett, glitt noch tiefer, und dann berührte es den Knochenkörper.

Niemand hatte mich aufgehalten, weil ich einfach zu schnell gehandelt hatte.

Kaum bekam das Kreuz mit der Leiche Kontakt, als das Jammern und Wimmern innerhalb der Wand verstummte.

Stille hüllte uns ein.

Sekunden vergingen. Wir wagten kaum, Luft zu holen. Nur Winston mußte etwas sagen. »Jetzt haben Sie den Geist vernichtet!« hauchte er. »Er… er schreit nicht mehr.«

Ich schwieg. Dafür schaute ich mein Kreuz sehr genau an und lauerte auf eine Reaktion.

Es tat sich nichts.

Mein Talisman blieb völlig normal. Nicht einmal ein Blitzen sah ich an seinen Enden, wo die Erzengel ihre Zeichen hinterlassen hatten.

War das möglich?

Ich verstand es nicht. Wir waren von einer fühl- aber nicht sichtbaren Magie umgeben, das wußte ich genau. Und das Kreuz, ansonsten ein

verläßlicher Indikator, blieb »stumm«.

Auch die Tote regte sich nicht. Sie war ebenfalls von keiner Kraft erfüllt worden, sie wurde auch nicht zerstört, lag bewegungslos, aber in die lastende Stille hinein klang Shaos Stimme.

»John, ich habe Kontakt!«

»Mit wem?« fragte ich automatisch.

Die Antwort riß mich fast von den Füßen. »Mit Suko!«

Trotzdem blieb ich stehen. Wie erstarrt wirkte ich und spürte nur, wie etwas über meinen Rücken immer weiter nach unten kroch und auch den letzten Wirbel erreichte.

Ich wollte das Kreuz wieder in die Höhe nehmen, aber Shao hatte etwas dagegen.

»Laß es so, John.«

»Okay, und jetzt? Hast du dich nicht getäuscht?«

»Nein, ich spürte ihn. Er befindet sich in der Nähe, John. Er ist bei uns, nur eben nicht sichtbar. Du weißt selbst, diese Erdmagie hat ihn umklammert…«

»Wie hast du mit ihm gesprochen?«

»Ich hörte plötzlich seine Stimme. Sie klang in meinem Hirn auf.«

Shao war noch von dem plötzlichen Eindruck überwältigt. »Er kann noch nicht freikommen, denn er und Bill sind in einen magischen Bannkreis hineingeraten.«

»Druiden?«

»Ja. Das muß mit Aibon zu tun haben, glaube ich. Hier ist eine Druidenmagie vorhanden, die alles andere überlagert und dafür sorgt, daß die Freiheit begrenzt bleibt.«

»Was können wir tun?« fragte ich.

»Es ist nicht einfach, John. Ich kann nichts unternehmen. Aber du kannst es.«

»Wie denn?«

»Baue eine Gegenkraft auf. Es genügt ein Satz, John. Sprich die Formel aus. Aktiviere dein Kreuz!«

Es war nicht einmal überraschend, was Shao mir da mitgeteilt hatte, dennoch wollte ich nicht so recht daran glauben. »Gut, Shao, ich kann es machen, aber ich habe schon erlebt, daß die Magie der Druiden stärker war als mein Kreuz. Verstehst du, die Magie hat dann das Kreuz übernommen und für sie dienstbar gemacht.«

»Man wird dir helfen.«

»Wer?«

»Suko und Bill versuchen es. Vergiß nicht, sie besitzen den Würfel. Und auch der Geist der Nonne will endlich seine Ruhe finden, glaube ich. Du solltest es wagen.«

»Und die Zigeunerin?« fragte ich.

»Über sie weiß ich nicht Bescheid, dennoch ist es möglich, daß sie

ebenfalls eingreift.«
»Zu unseren Gunsten?«
»Versuch es, John. Bitte!« Shaos Stimme hatte bei den letzten Worten flehend geklungen.
In Windeseile ließ ich mir ihre Vorschläge noch einmal durch den Kopf gehen. Möglicherweise hatte sie recht. Vielleicht war es gerade die Formel, die dafür sorgte, daß alles anders wurde.
»Ja, ich mache es.«
»Danke.«
»Wovon redet ihr überhaupt?« fragte der Küster. »Was soll das alles? Ich sehe die Personen nicht, von denen ihr gesprochen habt. Ich…«
»Bitte, seien Sie ruhig!« Shao hatte gesprochen. Sie wollte ebenso keine Störung wie ich.
Beide standen wir vor dem entscheidenden Punkt. Durch die weißmagische Kraft der Formel konnte ich hier einiges radikal verändern. Und höchstwahrscheinlich würde sie mit der des Würfels zusammentreffen, so daß sich die beiden verbünden und noch stärker werden konnten.
Auf mich allein kam es an.
Und ich rief die Formel. Nicht sehr laut, aber Shao und der Küster konnten sie verstehen.
»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«
Bei diesen Worten war ich innerlich bis zum Zerreißen gespannt.
Tat sich etwas? Würde ich Erfolg haben und die andere Magiezurückdrängen können?
Das Kreuz hatte ich nicht weggenommen. Es blieb nach wie vor in Kontakt mit der toten Nonne, deren Körper sich auch nach dem Aufsaugen der Formel nicht veränderte.
Dafür geschah etwas anderes.
Die Umgebung war auf einmal nicht mehr dieselbe. Hatten wir vorhin noch auf dunkle Wände geschaut, auf mit Spinnweben bedeckte, unheimlich wirkende Gruftmauern, so erlebten wir nach dem Sprechender Formel eine radikale Änderung.
Aibons Erbe erwachte. Die Folgen eines Landes, das ich kaum kannte, über das ich aber immer wieder stolperte, und dieses Erbe drang aus den Wänden hervor.
Seine Magie fand ihren Weg in dieser Gruft.
Wir sahen den grünen Schein, der nicht allein in den Mauern konzentriert blieb, sondern sich so ausbreitete, daß er lautlos wie normales Licht in die Gruft hineindrang und alles überdeckte. Auch uns. Wir bekamen eine grüne Gesichtsfarbe, ich merkte, wie das Kreuz in meiner Hand zu vibrieren anfing und vernahm den erschreckten Ruf des alten Küsters, der zurücktaumelte, als hätte er Angst, in der Nähe des Sargs stehenzubleiben.

Aibon schickte seine Boten.
Und noch zwei andere erschienen.
Ich selbst sah sie nicht, weil ich nach unten auf das Skelett der Nonne schaute.
Dafür hatte Shao sie entdeckt. Ich hörte ihren Schrei. Sie rief den Namen ihres Freundes.
»Suko!«
Jetzt hielt mich nichts mehr in meiner Lage. Ich hob das Kreuz an, achtete dabei nicht auf sein grünes Funkeln und starrte, wie auch Shao, auf die Wand direkt gegenüber.
Sie standen innerhalb des Gesteins wie zwei Figuren. Und es war keine Täuschung.
Vor uns hielten sich Bill Conolly und Suko auf!
Und sie hatten den Würfel!
Wie schon in der Höhle in Maastricht hielt Suko den Quader zwischen seinen Handflächen, als wollte er ihn nie mehr in seinem Leben loslassen. Im Moment erinnerte nichts bei ihnen an lebende Menschen.
Das grüne Licht umflutete sie wie ein gefärbtes Schattenmeer, und auch ihre Haut hatte diesen leichengrünen Schein angenommen, der sie so aussehen ließ, als wären sie tot.
Aber sie lebten.
Suko zumindest hatte mit Shao auf telepathischem Weg gesprochen. Ich hielt mich zurück, denn ich sah, daß etwas in Shao vorging. Auch der Küster wußte nicht, woran er war.
Nur seine Schritte vernahm ich. Sie wurden leiser, ein Zeichen, daß er sich zurückzog.
Shao ging auf die Wand zu. Im Profil sah ich sie und erkannte das Zucken ihres Mundwinkels.
Vor der Wand blieb sie stehen.
Ich warf einen schnellen Blick auf mein Kreuz. Es hatte die grüne Farbe übernommen, und nichts deutete darauf hin, daß es sich so schnell wieder normalisieren würde.
Die beiden Freunde hatten mich nach Pluckley gerufen. Es mußte einen Grund geben. Vielleicht gelang es ihnen in diesem Gespensterdorf endlich, das Gefängnis zu verlassen.
Ich wartete.
Was jetzt zu tun war, mußte Shao einfach übernehmen, denn sie und Suko verband mehr als Freundschaft.
Liebe kann Berge versetzen – aber auch Mauern?
Mit mir hatte Suko in der Grotte gesprochen. Seine Stimme war deutlich zu vernehmen gewesen, und es mußte wirklich mit mehr als mit dem Teufel zugehen, wenn sie es nicht schaffte, auch mit ihrem Freund und Partner Suko zu sprechen.

Noch waren die beiden Gefangene der Druidenmagie, von der ich so stark hoffte, daß sie nicht unbedingt zu meinen Gegnern zählte und sich auch nicht gegen den Würfel stellte.

Aber was wußte ich schon von Aibon, diesem geheimnisvollen Land? Viel zu wenig…

Es sollte für einen nicht Geweihten keine Rückkehr geben, hieß es.

Zudem waren in diesem Land die Dolche des Mandra Korab verschollen. Seine letzten beiden Waffen, die er ebenfalls unbedingt zurückhaben wollte. So viel schoß mir durch den Kopf, daß ich es zunächst einmal nicht begreifen konnte.

Shao blieb dicht vor den Steinen stehen. Sie streckte ihre Arme aus, die Hände waren gespreizt, und sie fuhr mit den Flächen über das Mauerwerk. Dabei bewegte sie auch den Mund. Leider konnte ich nicht hören, was sie sagte, denn sie redete stumm. Möglicherweise nahm sie einen gedanklichen Kontakt auf. Sollte dies den Tatsachen entsprechen, wüßte ich nicht, worüber sich die beiden unterhielten, und das gefiel mir nicht. Aus diesem Grunde sprach ich sie an.

»Shao, du mußt es laut sagen. Bitte…!«

Sie drehte noch einmal den Kopf. Das grüne Licht hatte sich auf ihre Züge gelegt und ließ sie aussehen wie geschminkt.

Ich nickte ihr auffordernd zu.

»Ja!« flüsterte sie. »Ich werde es versuchen. Ich mache es, ich…«

Sie drehte sich wieder den beiden Freunden entgegen und blieb so stehen, daß sich ihre und deren Blicke trafen.

Geschah endlich etwas?

An ihrer Aussprache merkte ich, wie schwer es ihr fiel, die Hemmschwelle zu überwinden.

»Kannst du mich hören, Suko?«

Ja, er hatte die Worte verstanden, aber er gab keine akustische Antwort, dafür nickte er leicht.

»Bitte, du mußt reden!«

»Ich sehe dich, Shao…«

Flüsternde Worte, die auch ich vernehmen konnte. Mir lief es kalt über den Rücken, aber Shao stieß einen erstickt klingenden Jubelschrei aus. Sie hatte alles verstanden, und ihr war damit bewiesen worden, daß ihr geliebter Suko noch lebte.

Er war da!

»Weiter, Shao, weiter!« drängte ich. »Jetzt darfst du dich nicht ablenken lassen.«

»Es ist… es ist so schwer …«

»Sprich ihn an und frage ihn, ob es eine Chance gibt, daß die beiden die Wand verlassen können. Bitte!«

Die Chinesin nickte. Sie tat ihr Bestes, das wußte ich, aber auch sie mußte sich erst überwinden, denn es war einfach zu schwer, eine

solche Hemmschwelle hinter sich zu lassen.

»Suko und Bill. Ihr seht, daß wir auf euch warten. Bitte, gebt uns ein Zeichen. Kommt hervor, verlaßt dieses schreckliche Gefängnis. Ihr seid dafür nicht geschaffen. Wir brauchen euch. Wir…« Shao rang die Hände, denn sie konnte einfach nicht mehr sprechen. Ihre folgenden Worte waren nicht mehr zu verstehen, weil sie in einem trockenen Schluchzen erstarben.

Wenn jemand in der Wand stehend bisher gesprochen hatte, war es immer Suko gewesen, das änderte sich plötzlich, denn Bill übernahm es, die Antwort zu geben.

»Es tut uns leid, wir können nicht!«

»Wieso nicht?«

»Es ist die Magie der Druiden, die uns nicht freilassen will. Aibon ist stark…«

Der Reporter hatte den Namen erwähnt, ich wollte endlich wissen, was es damit auf sich hatte. Bisher hatten wir Aibon nur berührt, es war uns nicht gelungen, tiefer in das geheimnisvolle Land und dessen Geheimnisse einzudringen.

Hatten Bill und Suko möglicherweise einen winzigen Schleier lüften können.

»Wie seid ihr dorthin gelangt?« Während meiner Worte war ich vorgegangen und blieb neben Shao stehen.

»Aibon ist überall.«

»Wo überall?«

»Es hat sich fast auf der ganzen Welt verteilt, wenn ich so sagen darf, und es ist eine Welt für sich. Eine Parallelwelt, in der Druiden leben, aber keine Menschen. In langen Jahrhunderten haben sie das Land erforscht, seine Lage erkundet, und dort nur fühlen sie sich wohl. Wir Menschen aber müssen Abstand nehmen, sollen sogar Distanz bewahren, denn zwischen den Druiden und den Menschen gibt es zwar Gemeinsamkeiten, die aber sind oft genug gestört. Aibon hat vieles übernommen, auch von der Menschheit und ihrem Glauben. Der Dunkle Gral hängt eng mit unserer christlichen Lehre zusammen. Es gibt Stellen auf der Welt, wo man noch Spuren finden kann, aber ich weiß nicht, wo dies zu finden ist. Auch dein Kreuz hat damit zu tun, John…«

Ich war von diesen Worten überrascht worden. »Und das hast du alles erfahren?« hauchte ich.

»Ja, mein Freund, das habe ich erfahren. Mehr ist es nicht gewesen, und es waren auch nur mehr huschende Eindrücke, die vorbeizogen wie ein Windhauch.«

Ich mußte mir die Kehle freiräuspern, um die nächste Frage stellen zu können. Shao stand mit offenem Mund neben mir. Auch sie war völlig perplex.

»Wenn Aibon etwas mit meinem Kreuz zu tun hat, was immer es auch sein mag, wie steht es dann zu dem Würfel des Unheils, der sich in eurem Besitz befindet?«

»Auch er wurde beeinflußt.«

»Trotz seiner Stärke?«

»Die Macht der Eichenkundigen ist eben zu groß, John. Sollte es uns je gelingen, dieses Gefängnis zu verlassen, werden wir bestimmt noch große Überraschungen erleben. Aibon hat uns gestreift, der Dunkle Gral wird sich irgendwann melden. Und die Spuren, die er seit Jahrhunderten gelegt hat, es gibt sie noch, es gibt sie…« Ich merkte Bill an, daß ihm das Sprechen Mühe bereitete. Sein Gesicht verzog sich, er kam mir so vor, als würde er nach Luft ringen, dennoch konnte er mir die nächsten Worte sagen.

»Aibon sendete wieder seine Kraft aus. Sie umfängt mich. Man will nicht, daß ich zuviel verrate…«

»Könnt ihr denn freikommen?«

»Wir wissen es nicht«, erwiderte Suko.

»Aber ihr habt den Würfel!« rief ich verzweifelt. »Er muß euch doch helfen können.«

»Ja, das müßte er.«

»Dann los!«

»Und wie?«

Bisher hatte ich schon fast alles auf eine Karte gesetzt. Das war meine Einstellung. Wenn nichts mehr half, mußte man eben klotzen.

Und dies voll, ohne Rücksicht auf Verluste.

»Suko, du hast den Würfel. Du weißt, daß derjenige, der ihn besitzt, auch beeinflussen kann. Sorge dafür, daß die Magie des Druidenlandes zurückgedrängt wird. Tue dir, Bill und mir den Gefallen, dann könnte es zu einem guten Abschluß kommen.«

Ich sah Zweifel im Gesicht meines chinesischen Freundes. Auch Shao hatte dies festgestellt, und sie stand mir in diesen Augenblicken bei, als sie Suko bat, das zu tun, was ich von ihm verlangt hatte.

»Reiß dich zusammen, bitte! Springe über deinen eigenen Schatten. Drücke Aibon zurück. Denke nicht mehr daran, das wird am besten sein. Ich flehe dich an, Suko! Es geht um mehr, als nur um uns. Wir müssen wieder zusammenkommen. Die Gegenkräfte dürfen keine Chance kriegen, sich zu formieren, sonst triumphiert die Hölle letzten Endes doch noch.«

Suko hatte die Worte seiner Freundin verstanden. Auch er mußte es einfach leid sein, als Gefangener einer Magie zu gelten, die ihn vollkommen beherrschte.

»Wie sollen wir es versuchen?«

»Konzentriere dich auf den Würfel. Ich werde versuchen, meine Gedanken auf das Kreuz einzupendeln. Beides muß eine Verbindung

eingehen. Wir machen aus dem Würfel des Unheils den Würfel des Heils. Das und nichts anderes ist unsere einzige Chance.«

»Ich weiß.«

»Dann bitte!«

Nach den letzten beiden Worten hob ich den rechten Arm an.

Noch immer hielt ich das Kreuz. Ich »stemmte« es so weit hoch, daß es sich in einer Linie mit dem Würfel des Unheils befand. Sollte er reagieren, würde sein Schein das Kreuz treffen, so daß eine Brücke entstand.

Hoffentlich…

Auch mein Gesicht war angespannt. Sukos Züge zeigten ebenfalls den harten Ausdruck der Konzentration. Seine Augen schienen immer dunkler zu werden und trotzdem zu glühen.

Ich spürte, daß wir vor einer wichtigen Entscheidung standen.

Wenn wir es jetzt nicht packten, dann würde es uns vielleicht überhaupt nicht mehr gelingen, hier freizukommen.

Sogar Sukos Lippen bewegten sich, als wollte er durch leise gesprochene Worte seine eigenen Gedanken unterstützen. Neben ihm stand Bill. Seine Haltung kam mir verkrampft vor. Natürlich wußte auch er, daß der Fall in die alles entscheidende Phase getreten war.

Ich vernahm Shaos Stöhnen. Es war mehr eine Mischung aus Atmen und Seufzen. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt, die Arme halb erhoben und schaute starr auf ihren Freund, als wollte sie ihn mit jedem Gedanken zu noch größeren Taten anfeuern.

Mein Blick hatte gewechselt. Ich starrte auf den Würfel, da sich bei einem magischen Vorgang der Würfel zuerst regte.

Seine Farbe hatte sich nicht verändert. Nach wie vor zeigten seine Seiten ein kräftiges Rotblau. Violett.

Seine Seiten besaßen einen Milchglasschimmer. Trotzdem konnte ein Betrachter in ihn hineinschauen. Schlieren waren zu sehen. Sie mußten Beschleuniger sein, Gedankenträger, die schlummernde, magische Kräfte erweckten und ihnen eine Macht über Dinge gaben, die wir nicht besaßen.

Die Schlieren bewegten sich…

Ein erster Erfolg. Trotz der starken abwehrenden Druidenmagie hatte es Suko geschafft, als Träger des Würfels zu dieser Waffe einen Kontakt aufzubauen. Er brauchte sie jetzt nur mehr in die konkrete Richtung zu lenken, um sich befreien zu können.

Und ich konzentrierte mich auf mein Kreuz. Würde es helfen, noch einmal die Formel zu rufen? Sie hatte ihre Pflicht getan und eine unter der Kirche lauernde Magie sichtbar gemacht. Mehr konnte ich einfach nicht verlangen.

Dennoch vertraute ich meinem Talisman. Ich konzentrierte mich darauf, ich sorgte dafür, daß es ein Stück von mir wurde und meine

Gedankenströme versuchten, das Gehirn zu verlassen und einen anderen Punkt zu finden, das Kreuz.
Leider gehörte ich nicht zu den Menschen, die geistige Gaben beherrschten. Ich war kein Telepath, beherrschte auch nicht die Telekinese. Da waren Kara und Myxin schon besser, aber sie befanden sich ganz woanders, auf ihre Hilfe konnte ich nicht zählen.
Plötzlich durchlief ein Ruck die Gestalt meines Freundes. Für einen Moment sah es so aus, als könnte er es schaffen, sein rechtes Bein vorzusetzen, um die dicke Mauer zu verlassen. Die Spannungverdichtete sich noch mehr. Sie lastete wie ein starker Druck auf meinem Körper. Ich wollte auch nicht dagegen ankämpfen, da ich Angst hatte, sie zu vertreiben.
»Er schafft es nicht!« Schluchzend stieß Shao die Worte aus, schüttelte den Kopf und sah so aus, als würde sie jeden Augenblick in sich zusammensinken.
Ihre Worte bestätigte auch Suko. »Die andere Macht ist einfach zu stark. Uns Menschen gelingt es einfach nicht, Aibon zu überwinden. Die Druiden besitzen das Wissen der Zeit. Wen sie haben, den wollen sie nicht abgeben. Es tut mir leid, John. Ich hatte gedacht, es hier zu schaffen, denn ich sah bei unserer letzten Begegnung den Weg genau vor mir. Und ich hoffte auch, daß du mir helfen könntest. Du hast alles versucht, es war zu wenig, mein Freund…«
War es wirklich zu wenig?
Ich stand da, fühlte die Depression in mir, hatte den Mund geöffnet und die Augen geweitet.
Mich durchfluteten Gedanken. Ich dachte daran, daß ich schon sehr lange den Job als Geisterjäger ausübte, und ich dachte wieder weit, weit zurück. Es hatte Situationen gegeben, die verdammt haarig gewesen waren, aber immer war es mir gelungen, einen Weg aus lebensbedrohenden oder magisch gefährlichen Situationen zu finden.
Hier erlebte ich zum ersten Mal die große Verzweiflung, die mich überkam, obwohl ich mich selbst nicht in unmittelbarer Lebensgefahr befand. Wenn wir es an diesem Ort nicht schafften, die beiden Freunde zurückzuholen, würde uns dies nie mehr gelingen.
Hier konzentrierte sich eine Magie, auch hervorgerufen durch den nicht sichtbaren Geist der erwürgten Nonne.
Möglicherweise gab es noch weitere Orte auf der Welt, wo Ähnliches geschehen konnte, aber daran wollte ich gar nicht denken. Sie zu finden, hätte einen zu großen Zeitverlust für uns bedeutet. Damit wäre weder Bill noch Suko geholfen.
Gab es wirklich keinen Ausweg?
Das fragte mich auch Shao. Sie hatte sich gedreht und schaute mich dabei an. In ihren großen, dunklen Augen hatte sich das Tränenwasser gesammelt. »John!« flüsterte sie, »jetzt bist du an der Reihe. Wirklich,

John. Ich kann es nicht. Ich stamme zwar von der Sonnengöttin ab, aber diese Mythologie ist einfach zu weit entfernt. Dazwischen liegen Zeiten, vielleicht sogar Dimensionen…«

Es lag an mir.

Und an meinem Kreuz!

Mein Gott, es hatte lange Reisen durch die Jahrhunderte hinter sich. Was genau auf dieser Odyssee geschehen war, konnte ich nicht sagen. Zu groß war noch das Geheimnis, das diesen so wertvollen Gegenstand umgab. Ich setzte mein vollstes Vertrauen darin, hatte es schon einmal schmelzen sehen, als ich gegen die Große Mutter antrat, aber es war diesem Kreuz gelungen, sich immer wieder zu erholen und seine eigenen Kräfte auszuspielen, auch wenn es die Hölle geschafft hatte, die Zeichen in der Mitte einfach herauszubrennen.

Hesekiel, der Prophet und Erbauer des Kreuzes, hatte genau gewußt, was er da tat und in seiner weisen Voraussicht es als Zeichen der Hoffnung erkannt.

Sollte das nicht mehr stimmen? Gab es wirklich Kräfte auf dieser Welt oder in einer anderen Dimension, die das Fanal der Hoffnung durch ihre magische Stärke zertrümmern konnten?

Es viel mir schwer nach all den guten Erfahrungen, die ich gemacht hatte, daran zu glauben.

»John, bitte, gibt es denn keinen Weg, den du noch einschlagen kannst. Schau hin. Sieh dir Suko und Bill an. Die beiden quälen sich, die spüren die Magie. Aibon wird sie erdrücken, es wird…«

»Was soll ich noch tun, Shao?«

»Du mußt es wissen!«

Klar, ich mußte es wissen. Dabei traute ich mich nicht einmal, auf Suko und Bill zu schauen. Aus Erfahrung wußte ich, daß es keinen Sinn hatte, das Kreuz gegen die Wand zu drücken. Damit konnte ich die Magie nicht zerstören.

Auch Luzifer war durch das Kreuz nicht vernichtet worden, ebenso die Große Mutter nicht, die es fast zerstört hatte. Es war ihr nicht gelungen, weil mir Helfer zur Seite getreten waren.

Helfer?

Selbst Shao merkte, wie es mich durchzuckte und mir der Schauer über das Gesicht lief.

»Was ist los, John?« hauchte sie.

»Ich hab’s, glaube ich.«

Shao war einfach zu verwirrt, um diese Antwort überhaupt richtig fassen zu können. »Wie meinst du das?«

»So wie ich es dir gesagt habe. Ich glaube daran, daß ich es habe. Es ist die letzte, die entscheidende Möglichkeit. Die sich bietende Chance muß ich ergreifen.«

»Und wie?«

Ich lachte leise. »Wie früher, Shao, wie früher.« Mehr sagte ichzunächst nicht, weil ich nicht noch weitere unnötige Hoffnungen in ihr erwecken wollte.

Vielleicht hatte ich auch Pech. Dann war natürlich alles vorbei und verloren.

Zwei Schritte ging ich zurück. Ich brauchte eine genügende Distanz. Zudem gefiel es mir nicht, daß sich Shao noch zu nahe an meiner Seite befand. Deshalb streckte ich einen Arm aus und drängte sie ein wenig zurück. »Bitte, bleib hinten.«

»John, sag mir doch…«

»Nein!« So hart hatte ich eigentlich nicht sprechen wollen, aber das Wort war mir nun hervorgerutscht, und Shao richtete sich danach.

Ich fühlte mich jetzt besser. Meinen Blick richtete ich nach vorn.

Nicht so klar wie sonst sah ich die Umrisse meiner beiden Freunde.

Sie hatten voll auf mich gebaut und auch vertraut, aber ich hatte sie enttäuschen müssen. Auch an dieser Stelle war es mir nicht gelungen, sie aus dem »Gefängnis« zu befreien.

Drei Dinge zählten jetzt: Das Leben von Suko und Bill, der Würfel und mein Kreuz.

Ja, ich wollte es so wie früher machen.

Es gelang mir, kalt zu bleiben. Diese innerliche Kälte mußte einfach sein, sonst drehte ich noch durch.

Noch einmal vernahm ich Sukos Stimme. »John, du hast alles versucht. Wir danken dir. Die Druidenmagie, die Erdgeister, die…«

»Nein!« schrie ich so laut, daß das mit grünem Druidenlicht erfüllte Gewölbe erzitterte. »Ich habe nicht alles getan. Jetzt erst starte ich einen letzten Versuch.«

Dann rief ich die vier Namen.

Es waren die, die mein Kreuz gezeichnet und gesegnet hatten.

Die Erzengel!

»Gabriel! Michael! Raffael! Uriel!«

In wirklich höchster Verzweiflung brüllte ich die Namen hinaus, hielt mein Kreuz dabei wie einen rettenden Anker fest, hatte auch die Augen weit aufgerissen, fiel dabei auf die Knie und wartete in der Hoffnung, daß die Kräfte des Lichts mich nicht im Stich ließen.

Sie mußten einfach stärker sein als die verdammte Druidenmagie.

Sonst wäre unsere Welt doch längst zusammengebrochen oder hätte aufgehört zu existieren. Irgendwo gab es Bänder, die niemand sah, die aber alles zusammenhielten. Während unzähliger Jahre hatten sie sich gefestigt, so daß sie auch heute nicht zerrissen werden durften.

Vielleicht machte ich mir Aibon und den Dunklen Gral für immer zum Feind, das war jetzt egal. Das Leben meiner Freunde und ihre Rückkehr in die normale Welt zählten mehr.

»John, da ist was!«

Shao hatte geschrien. Ich hörte noch einmal ihre Stimme, verstand die Worte nicht und schloß die Augen.

Es war die alles überstrahlende Helligkeit, die auch das grüne Licht verdrängt hatte. An vier Stellen in der Grotte konzentrierte sie sich, strahlte auch ab, so daß sich vier Strahlen kreuzen konnten und ein Zentrum der reinen, weißen Kraft bildeten.

Obwohl ich die Augen geschlossen hatte, fühlte und sah ich es.

Die Magie war da, sie half mir aus meiner schrecklichen Lage, auf einmal durchtoste mich ein Gefühl, das unbeschreibbar war.

Es war einfach gut…

Sah ich Schatten, sah ich Gestalten? Licht erfüllte Wesen vielleicht? Ich merkte kaum, daß ich noch kniete und mein Kreuz hochhielt, das mir als rettender Anker diente. Dabei pendelte mein Kopf von einer Seite auf die andere.

»Aibon darf nicht stärker sein…«

Wer diese Worte ausgesprochen hatte, wußte ich nicht. Auf keinen Fall Suko oder Bill. Wahrscheinlich einer meiner Helfer. Ich faßte wieder neuen Mut.

Ich hob den Kopf und öffnete die Augen.

Das Licht war verschwunden, sowohl das grüne als auch das strahlende. Dafür sah ich eine blasse, künstliche und zuckende Helligkeit: Es war der Schein dreier Kerzen.

Sie standen in der Gruft verteilt, gaben ihr wieder den unheimlichen Ausdruck, und ich hielt den Atem an, als ich vor mir Bewegungen vernahm. Leider konnte ich nicht erkennen, ob es außerhalb oder innerhalb der Mauern geschah.

Ich stemmte mich hoch.

Schritte näherten sich mir von der Seite. Sie waren leicht, dennoch wirkten sie schwer und schleppend.

Bei meiner Kopfdrehung erkannte ich Shao, die herankam und mich überhaupt nicht wahrnahm. Sie hatte nur mehr Augen für die Wand, in der Suko und Bill stecken mußten, aber nicht mehr steckten.

Beide waren herausgetreten!

Und beide standen innerhalb der Gruft, starrten sich an, wollten gehen, versuchten die ersten Schritte, wobei ich ihr Taumeln bemerkte, denn es war nach so langer Zeit des Gefangenseins für sie äußerst ungewohnt, sich wieder auf festem Boden zu bewegen.

Sie fielen nach vorn.

Shao und ich reagierten zur gleichen Zeit. Die Chinesin vielleicht um eine Idee schneller, als sie vorsprang und den fallenden Suko mit ausgebreiteten Armen auffing.

Bill, der sich ebenfalls nicht mehr halten konnte, wurde von mir umklammert. Er war ein schwerer Brocken, ich mußte einige Schritte zurückgehen, aber ich konnte ihn halten.

»John, ich bin frei…«

Himmel, was freute ich mich über die Worte meines ältesten Freundes. Ich klopfte ihm auf die Schulter, gab eine Antwort – und, hol's der Teufel, meine Stimme klang verdammt erstickt, aber ein Mann darf ja wohl nicht weinen – oder?

»Ja, Bill, du bist frei. Du hast es geschafft, mein Alter. Du brauchst nicht mehr zurück. Wir haben Aibon überwunden. Es gibt doch noch stärkere Kräfte…«

Auch er redete, aber ich verstand nicht, was er sagte. Wir waren einfach glücklich, auch in dieser alten, unheimlichen Gruft, die sich zu einem Zentrum der Magie gemausert hatte.

Geschafft!

Welch ein Wort, welch eine herrliche Tatsache.

Bill Conolly stemmte sich von mir weg. Er schaute mich an und schüttelte den Kopf. »John, ich weiß überhaupt nicht, was ich sagen soll«, stotterte er. »Das war alles wie ein gewaltiger böser Traum. Du kannst dir nicht vorstellen, wie es ist, wenn man in der Erde gefangengehalten und dabei noch transportiert wird. Das ist einfach unfaßbar, nicht zu erklären. Ich jedenfalls weiß nichts…«

»Jetzt sind wir wieder zusammen. Bill, wir haben einen Sieg errungen. Wieder einmal…«

Oder hätte ich sagen sollen, endlich? Es hatte tatsächlich eine Zeit der Niederlagen gegeben, aber nun hatten wir bewiesen, daß es zum Glück noch Dinge gab, die stärker waren als die Hölle, auch stärker als das geheimnisvolle Land Aibon, denn ich zählte Janes Herzverpflanzung ebenfalls mit dazu.

Shao und Suko standen etwas von uns entfernt. Aus zwei Schatten war einer geworden. Sie umklammerten sich, als würde einer dem anderen das Leben geben.

Erst jetzt gab ich zu, daß es richtig gewesen war, die Chinesin mitzunehmen.

Bill und Suko waren frei – ebenso der Würfel!

Daran hatte ich in den letzten Sekunden überhaupt nicht gedacht.

Die Hetzjagd, die verzweifelte Suche war beendet. Sie hatte so viele Opfer gekostet, das war nun vorbei.

Niemand würde mehr wegen des Würfels sein Leben verlieren.

Ich wollte ihn zu einem Würfel des Heils machen. Und nicht allein ich, auch Suko und Bill dachten bestimmt ähnlich.

Es fiel mir schwer, die lockeren Worte zu sprechen, dennoch sprach ich die zwei an. »Na ihr beiden?«

Zuerst hörten sie nicht oder wollten nicht hören, dann lösten sie sich voneinander und schauten uns an.

Selten oder noch nie habe ich eine so glückliche Shao gesehen. Sie blieb stehen, wischte sich die Tränen aus den Augen. Suko kam vor.

Allmählich nur schälte sich sein Gesicht aus dem tanzenden Wirrwarr von Licht und Schatten. Es gab kaum Worte, um den Ausdruck zu beschreiben, mein Freund schaute mich nur an.

Bill stand daneben und räusperte sich die Kehle frei.

Dann war Suko bei mir.

Ich nickte nur, er nickte plötzlich, sagte: »John, verdammt, du alter Hundesohn…!« Wir lagen uns im nächsten Augenblick in den Armen. Keiner sprach, es war ein Widersehen, eine Begrüßung, wie es sie nur unter Freunden gab, bei denen sich einer auf den anderen verlassen konnte und wo einer bereit war, für den anderen sein Leben einzusetzen.

Wir alle hatten den höchsten Einsatz gestartet – und gewonnen!

Bisher waren wir zu viert gewesen, doch Schritte schreckten uns hoch. Sie klangen auf der Treppe auf und wurden lauter. Sehr schnell erschien der geduckte Schatten.

Shao und ich kannten den lauten Küster, Suko und Bill schauten ihn skeptisch an.

Winston betrat erst gar nicht die Gruft. Er blieb auf der obersten Stufe stehen, seine Augen glänzten vor Angst.

»Ihr müßt… ihr … kommt!«

Ich lief vor. »Was ist geschehen?«

Er senkte seinen Kopf noch tiefer. »Die rauchende Zigeunerin, Sir. Der… der Schatten …« Er schüttelte den Kopf und drückte sich gegen die Wand.

»Was ist denn los?«

»Er… er lebt«, stöhnte Winston …

***

Wie ein Lauffeuer hatte es sich in Pluckley herumgesprochen. Jeder Einwohner wußte Bescheid, und ein jeder war auch von der schaurigen Tatsache überzeugt worden.

Es gab die rauchende Zigeunerin. Selbst die ältesten Skeptiker konnten sich gegen diese Tatsache nicht mehr wehren und nahmen sie auch hin.

Diagonal lag der Schatten über dem Ort. Gewaltig, unheimlich und nicht erklärbar. Eine finstere Gestalt, schauriger als alles bisher Dagewesene.

Ohne daß er etwas tat oder sich bewegte, verbreitete er eine Aura des Schreckens, so daß es den meisten Menschen nicht einmal gelang, richtig Atem zu holen.

Niemand wollte mehr allein bleiben. Man hatte sich an zahlreichen Orten getroffen und beobachtete.

Der Vizebürgermeister stand am Fenster. Er wandte den Leuten, die sich in seinem Büro zusammengefunden hatten, den Rücken zu und

schaute nach draußen.
Auch die beiden Jugendlichen befanden sich unter den Anwesenden und hielten sich an den Händen fest.
Tenbroke drehte sich wieder um. Sein Gesicht sah aus wie alter Schimmelkäse.
»Wir müssen etwas tun, Jerry!« sagte jemand. Es war der Leiter der Freiwilligen Feuerwehr.
»Und was? Willst du ihn mit Schaum weglöschen?«
Jemand lachte unecht. Der Angesprochene schüttelte heftig den Kopf. »Das ist Unsinn. Laß dir aber etwas einfallen, schließlich hast du die Verantwortung über das Dorf und seine Menschen.«
»Ich bin machtlos. Gegen Geisterspuk kann man nichts unternehmen. Außerdem habe ich nie daran geglaubt.«
»Das war ein Fehler.«
»Den sehe ich ein.«
»Es hat jedenfalls keinen Sinn, hier noch länger herumzustehen«, sagte der Feuerwehrmann.
»Wo willst du hin?«
»Auf die Straße, und wenn du nicht feige bist, Jerry, gehst du mit mir und stellst dich den Dingen.«
Tenbroke überlegte einen Moment. Margie wollte etwas dagegen sagen, ihr Vater schüttelte den Kopf und setzte sich in Bewegung.
Die anderen machten ihm bereitwillig Platz, damit er die Tür erreichen konnte.
Die beiden Männer verließen das Gebäude und sahen die Polizeiwagen mitten auf der vereisten Fahrbahn stehen. Auch Sergeant Everton war da. Er stand neben dem Einsatzwagen, schaute in die Höhe und schüttelte dabei ununterbrochen den Kopf.
Als er Tenbroke sah, lief er sofort auf ihn zu. »Was hat das zu bedeuten, verdammt?«
Tenbroke hob die Schultern, als er stehenblieb. »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, aber das muß der Geist der rauchenden Zigeunerin sein.«
Der Sergeant lachte. »Ein Geist kann keinen Schatten werfen. Außerdem ist diese Zigeunerin Legende.«
»Das habe ich auch gedacht«, erwiderte der Stellvertreter des Bürgermeisters. »Man hat mich leider eines Besseren belehrt. Sorry, ich hätte Ihnen gern eine andere Nachricht überbracht.«
»Shit«, fluchte Everton. »Erst der Tote auf der Landstraße, jetzt das hier. Das kann man ja nicht aushalten, verflucht. Ich glaube, ich drehe hier noch durch.«
»Da, der Schatten!«
Larry Gold, den es ebenfalls nicht innerhalb des Hauses gehalten hatte, stand auf der Treppe und deutete in die Luft. Seine Stimme

hatten zahlreiche Menschen gehört.
Und jeder, der hinschaute, sah deutlich die Veränderung. Der Schatten begann zu vibrieren, als hätte ihm jemand Leben eingehaucht. Seine Umrisse blieben, aber sein Inneres veränderte sich. Es nahm eine giftgrüne Farbe an, die gleichzeitig aufleuchtete, das gesamte Dorf mit einem unnatürlichen Licht überdeckte.
Gleichzeitig blieb das Wesen auch nicht in seiner Lage. Es wurde gekippt.
Vor den Augen der staunenden und entsetzten Bewohner stemmte es sich in die Höhe, als wollte es in die Wolke hineinstoßen. Das geschah nicht, denn der Schatten schrumpfte.
Dennoch blieb er groß.
Hoch wie der Kirchturm, und er stand wie eine gewaltige Säule inmitten des Dorfes.
Niemand gab seinen Kommentar ab. Ein jeder mußte erst das Entsetzen überwinden, das ihn befallen hatte. So etwas durfte doch nicht wahr sein, das gehörte in einen Film, aber nicht in die Wirklichkeit.
Und doch konnte niemand die schaurige Tatsache hinwegleugnen. Der Schatten war da und blieb auch.
Stumm, drohend, gefährlich…
Und er besaß die Umrisse eines Menschen. Sogar die einer Frau, eben der Zigeunerin.
Kaum hatten sich die Menschen an das in seinem Innern flimmernde grüne Licht gewöhnt, als abermals eine Veränderung eintrat. Aus dem Schatten wurde Carmen, die rauchende Zigeunerin.
Trotz ihrer überdimensionalen Größe verwandelte sie sich in einen Menschen, und sie blieb auch dabei so groß.
Ein Riese war geboren.
Lackschwarz das Haar. Wie goldene Monde glänzten die Ringe in beiden Ohrläppchen. Sie trug einen blauen Rock und eine grüne Bluse, so stand es auch in den alten Überlieferungen und Legenden, die nun keine mehr waren.
Und sie hatte das Gesicht verzogen. Es war ein Lächeln, mit dem sie auf die Menschen herabschaute, dennoch sehr gefährlich, wissend und auch hinterhältig.
Noch hatte sie kein Wort gesprochen, sie bewegte sich auch nicht, aber jeder konnte auch die dünne Qualmfahne erkennen, die von einer Zigarette in die Höhe stieg.
Die rauchende Zigeunerin.
Manche hatten ihr eine Pfeife angedichtet, andere wiederum eine Zigarre, aber sie rauchte eine Zigarette, hob den rechten Arm und führte den Glimmstengel zum Mund.
Sie nahm einen Zug.

Vor den Lippen glühte es dunkelrot auf, dann entließ sie den Qualm, der ihr Gesicht für einen Moment einnebelte. Aus dem Nebel drang die laute Stimme.

»Ihr habt es nicht anders haben wollen«, erklärte sie. »Mich habt ihr verbrannt. Ihr, die Menschen, und deshalb wird meine Rache euch jetzt treffen.«

Die Bewegung, die sie vollführte, war kaum zu erkennen, aber es flog etwas durch die Luft.

Eine glühende Kippe.

Und sie fiel genau auf die Hauptstraße…

***

Ich hatte keinen Grund, den Angaben des Küsters zu mißtrauen und raste wie ein Irrwisch die Treppe hoch, gelangte in die Kirche, durchquerte sie und riß die Tür auf.

Kalte Luft traf mich. Sie wehte eisig in mein Gesicht. Ich schob den Kopf in den Nacken, schaute zum Himmel hoch und sah die Gestalt, die etwa die Höhe des Kirchturms besaß.

Das genau war sie.

Aber vergrößert, angewachsen zu einer Höhe, die für mich nicht erklärbar war. Ich hörte sie sprechen, sie redete von einer Rache und nahm anschließend einen Zug aus ihrer Zigarette.

Ich wußte, was kam. Wenn die Zigarette den Boden berührte, kam es zu einer schwarzmagischen Entladung, die keinem von uns und auch keinem Menschen gedient war.

Sie würde das Grauen verbreiten.

Ich stellte fest, daß ich diesmal zu spät gekommen war und hoffte nur, daß sich keine Menschen in der Nähe aufhielten.

Fast im Zeitlupentempo senkte sich die brennende Kippe dem Boden entgegen, und ich spürte plötzlich einen noch kälteren Hauch, der über meinen Nacken strich.

Er war unsichtbar und mußte schnell wie das Licht sein, denn urplötzlich verlöschte die Kippe.

Mir kam es vor, als würde sich mitten in der Luft ein Bottich mit Wasser befinden, und als ich das Glühen nicht mehr sah, vernahm ich die flüsternde, dennoch laute Stimme, die über den Ort hallte.

»Mich hat man an einer heiligen Stätte getötet. Ich will nicht, daß noch mehr Unrecht geschieht…«

Ein Heulen erklang. Aus dem Unsichtbaren kam es, brauste auf zu einem Sturm, der Schneewolken von den weiten Feldern hochfegte und sie über das Dorf trieb.

Der Schnee verdeckte alles, auch die Zigeunerin.

Als die feinen Körner verschwanden, sah ich auch nichts mehr von der übergroßen Gestalt.

Sie war verschwunden, wie der Geist der Nonne…

»Ist sie das gewesen?« hörte ich hinter mir die Stimme meines Freundes Bill Conolly.

»Ja«, erwiderte ich, »das war sie…«

Natürlich hatte man Gesprächsstoff für die nächsten Wochen.

Jetzt wußte wohl jeder in Pluckley, daß er in einem Gespensterdorf wohnte.

Ob sich jemals ein Gespenst wieder zeigen würde, war die große Frage.

Fast noch mehr wunderten sich die Menschen über die beiden fremden Männer. Sie wurden gefragt, wo sie herkamen, aber Antworten bekamen sie nur ausweichende.

Zudem hatte der gute Bill etwas anderes zu tun. Er telefonierte mit Sheila, um von seiner glücklichen Rückkehr zu berichten.

Es wurde schon dunkel, als wir wieder losfuhren. Keiner hatte Lust, in Pluckley zu übernachten.

Wieder einmal fuhr ich mit meinen Freunden, und darüber war ich mehr als froh.

Auch Shao freute sich. Sie saß neben Suko im Fond und hatte sich so eng an ihn geschmiegt, als wollte sie ihn nie mehr im Leben loslassen. Auf Knien stand etwas, nach dem wir so lange gesucht und es endlich gefunden hatten.

Der Würfel des Unheils.

Nein, der Ausdruck war jetzt falsch. Für uns sollte er zum Würfel des Heils werden…

ENDE